Friedrich der Große

und

sein Hof.

Dritte Folge:

Friedrich der Große und seine Geschwister.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite Auflage.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Friedrich der Große
und
seine Geschwister.

Historischer Roman

von

L. Mühlbach.

Zweite Abtheilung.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Erstes Buch.

Ende des siebenjährigen Krieges.

I.

Die Teresiani und Prussiani.

Vor dem großen und prächtigen Hôtel „zum weißen Löwen“ am Canale grande zu Venedig legte soeben eine Gondel an. Der Portier ließ die große Hausglocke ertönen, und sofort eilte der Wirth selber herbei den Fremden zu begrüßen, der rüstig aus der Gondel auf die kleine Treppe von weißem Marmor gestiegen war, die in das schöne und prachtvolle Vestibule des Hôtels führte.

Der Fremde erwiederte die tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen des Wirthes mit einem steifen und militairischen Kopfnicken, und fragte in etwas gezwungenem und fremdartig klingenden Italienisch, ob er noch einige Zimmer erhalten könne.

Signor Montardo sah den Frager mit etwas zweifelndem und ungewissem Blick an, und statt ihm seine Frage zu beantworten, fragte er: Signor sind, wie es scheint, ein Ausländer?

Ja, erwiederte der Fremde lächelnd, mein Italienisch hat es Ihnen verrathen. Ich bin ein Ausländer. Aber ich hoffe, daß das nicht verhindert, mir

einige Zimmer anzuweisen, in denen es sich bequem und angenehm leben läßt?

Oh, gewiß nicht, Signor, und wir haben die schönsten und prachtvollsten Zimmer zu Euer Gnaden Befehl, sagte der Wirth mit dem einschmeichelndsten Lächeln, während er sich indessen nicht von der Stelle bewegte, sondern bald den Fremden, bald seine großen Koffer, welche die Gondolièri soeben aus der Gondel hoben, mit verlegenen und ängstlichen Blicken betrachtete.

Nun denn, so geben Sie mir endlich Zimmer! rief der Fremde ungeduldig, indem er tiefer in die Halle vorschritt.

Der Wirth seufzte tief auf, und warf einen schmerzlich fragenden Blick auf seinen Oberkellner, den dieser mit einem Achselzucken erwiederte.

Ich werde ihn zuerst in den Speisesaal führen, flüsterte der Wirth, und dann eilte er dem Fremden nach, der eben unwillig sich umgewandt hatte und mit fast zornigen Blicken nach dem Wirth hinschaute.

Belieben Sie hier einzutreten, Eccellenza, sagte der Wirth, indem er mit unterwürfiger Demuth die große Flügelthür, vor welcher sie standen, aufstieß und den Fremden in den großen und prachtvollen Saal führte, der zugleich als Speisesaal und Ballsaal diente.

Und nun, Eccellenza, fuhr der Wirth fort, indem er die Thür hinter sich zudrückte, und mit einem raschen Blick sich überzeugte, daß er mit dem Fremden allein war, nun verzeihen Sie meiner Neugierde, wenn ich, bevor ich die Ehre habe, Ihnen Zimmer anzuweisen mir zwei Fragen erlaube. Gedenken Eccellenza länger hier zu verweilen?

Einige Tage, mein Herr! Nun, Ihre zweite Frage?

Der Wirth zögerte ein wenig, dann fragte er mit niedergeschlagenen Augen: Excellenza sind ein Deutscher?

Ja, ein Deutscher, sagte der Fremde ungeduldig.

Dachte ich mir's doch, seufzte der Wirth.

Wollen Sie mir jetzt Zimmer anweisen oder nicht? rief der Fremde. Entscheiden Sie sich rasch, denn es giebt, so viel ich weiß, noch einige andere stattliche Hôtels am Canale grande, und ich denke überall willige Aufnahme zu finden.

Der Wirth verneigte sich mit einer traurigen Geberde. Signor, sagte er, ich werde Ihnen Zimmer anweisen! Haben Sie die Gnade mir zu folgen!

Er durchmaß, wie Jemand, der einen verzweifelten Entschluß gefaßt hat, den Saal, und stieß die andere Thür auf, die auf einen langen Corridor führte, an dessen beiden Seiten sich numerirte Thüren befanden. Der Wirth schritt indeß an allen diesen Thüren hastig vorüber uud trat in Begleitung des Fremden in einen kleinen finsteren Seiten-Coridor, der wenig von der Eleganz des übrigen Gebäudes an sich trug. Die Wände waren hier nicht, wie in dem großen Corridor, mit seidenen Tapeten behangen, sondern zeigten eine schmutzige Kalkübertünchung. Den Fußboden bedeckte kein Teppich, und die Thüren, welche von hier aus in die Zimmer führten, war klein und niedrig.

Der Wirth stieß indeß eine dieser Thüren auf, und führte den Fremden in ein kleines, einfach möblirtes Zimmer, neben dem ein kleines, düsteres Schlafcabinet sich befand.

Signor, sagte er mit einer Verbeugung, dies sind leider die beiden einzigen Zimmer, die ich Euer Gnaden noch anzubieten vermag.

Sie sind klein und schlecht, rief der Reisende verdrießlich.

Aber sie liegen still und abgesondert, sagte Signor Montardo rasch, und Sie haben den Vortheil heute Abend durchaus nicht von dem Ballfest gestört zu werden, das der Clubb der Prussiani heute in meinem großen Saal veranstaltet hat.

Er warf bei diesen letzten Worten einen raschen und forschenden Blick auf das Antlitz des Fremden, um zu sehen, welchen Eindruck diese Worte auf denselben hervorbringen würden.

Dieser machte allerdings ein sehr erstauntes und fast verlegenes Gesicht. Der Clubb der Prussiani? fragte er. Giebt es hier denn so viele Preußen? Und feiern diese hier fröhliche Feste, während sie, wie ich es meine, doch allen Grund hätten um das Unglück ihres Königs zu trauern?

Jetzt war es der Fremde, welcher den Wirth mit forschenden Blicken betrachtete, und begierig seiner Antwort entgegen sah.

Sie fragen, Signor, ob es hier viele Preußen giebt? rief der Wirth pathetisch. Ja, Signor, sehr viele Preußen giebt es in der bella Venezia, denn, Eccellenza, chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano. Sie meinen ferner, die Preußen hätten keinen Grund fröhliche Feste zu feiern, sondern sollten um das Unglück ihres Königs trauern? Nein, Eccellenza, die Prussiani haben niemals Grund, verzagt zu sein, denn ein Held wie der große Federigo kann niemals erliegen! Die Sonne seines Glückes hat sich einen Moment bewölkt, das ist Alles, aber sie wird wieder siegreich und strahlend aus den Wolken hervorbrechen, und wird alle seine Feinde erblinden machen! Deshalb gerade ist es,

daß die Prussiani heute ein Fest geben, um den Teresiani zu trotzen. Diese haben dort drüben im Hôtel zum goldenen Vließ ihren Clubb, und dort haben sie gestern ein großes Ballfest gegeben, zu Ehren des Sieges, den die Oesterreicher leider bei Maxen*) über den Heldenkönig erfochten haben. Es ist freilich wahr, der König hat jetzt zwei große Schlachten, bei Kunersdorf und bei Maxen, verloren, aber das ist immer noch kein Grund für die Prussiani verzagt zu sein, denn hat der König zwei Schlachten verloren, so wird er dafür vier Schlachten gewinnen, und die Oesterreicher, Russen und Franzosen werden vor ihm laufen, wie sie bei Leuthen, bei Zorndorf und bei Roßbach gelaufen sind. Deshalb, wie gesagt, wollen die Prussiani heute ein Fest geben; sie wollen den Teresiani beweisen, daß das anscheinende Unglück des Königs sie gar nicht beunruhigt, sondern daß sie schon jetzt die Siege feiern, die der große König nächstens erkämpfen wird.

Des Fremden Antlitz strahlte vor Vergnügen, und er war schon im Begriff eine zustimmende Antwort zu geben, aber er hielt sie zurück. Das ist in der That eine gute Zuversicht, welche die Prussiani haben, sagte er mit erzwungener Ruhe. Aber Sie haben mir immer noch nicht gesagt, woher es kommt, daß sich hier so viele Preußen aufhalten?

Der Wirth lachte. Mein Herr, sagte er, beschäftigen Sie Sich niemals mit Politik?

Nein, Signor, erwiederte der Reisende zögernd.

Nun, sonst würden Sie wissen, daß es jetzt in

---

*) Den 21. November 1759. Bei dieser Niederlage erlitten die Preußen dieselbe Schmach, welche sie einst bei Pirna der sächsischen Armee angethan Zwölftausend Preußen mit neun Generalen mußten die Waffen strecken, und sich von den Oesterreichern zu Kriegsgefangenen machen lassen.

der ganzen Welt viele Preußen giebt, und daß die ganze Welt Partei nimmt für diesen Krieg, in welchem ein einzelner Held gegen so viele mächtige und verbündete Feinde kämpft. Ja, ja, es giebt jetzt im ganzen Europa Prussiani, und überall jauchzt man dem großen Federigo freudig entgegen. Nirgends aber mehr als in unserem schönen Italien, und nirgends in Italien mehr, als in unserer schönen Venezia. Hier nimmt der Nobile wie der Gondoliére für oder wider Partei, und Venedig ist in zwei große Feldlager getheilt, in die Prussiani und die Teresiani. Die Ersten schwärmen für den König von Preußen, die Letzten halten es mit der österreichischen Kaiserin Maria Theresia. Aber ich versichere Sie, es sind elende, erbärmliche Gesellen, erkaufte Enthusiasten und feige Narren, diese Teresiani, weiter nichts!

Demzufolge also gehören Sie nicht zu ihnen, Signor? fragte der Fremde lächelnd. Sondern Sie sind ein guter Prussiano?

Das will ich meinen, rief der Wirth stolz. Ich bin ein guter Patriot, und ich sagte Ihnen schon zuvor unser Losungswort: chi non è buon Prussiano, non è buon Veneziano!

Nun, wenn es so ist, rief der Fremde heiter, indem er dem Wirth freundlich die Hand darreichte, dann wünsche ich mir Glück, bei Ihnen abgestiegen zu sein, und diese kleinen erbärmlichen Zimmer sollen mich nicht hindern, bei Ihnen zu bleiben! Auch ich bin ein buon Prussiano, und gleich Ihnen sage ich: was kümmern uns die Schlachten von Kunersdorf und von Maxen, Friedrich der Große wird doch über alle seine Feinde triumphiren!

Ah, Signor, Sie sind ein Prussiano, rief der

Wirth mit einem echt italienischen Ausbruch der Freude. Dann seien Sie von Herzen willkommen in meinem Hôtel, und seien Sie gewiß, daß ich Alles thun werde, Ihre Zufriedenheit zu verdienen. Kommen Sie, mein Herr, für einen Anhänger des großen Friedrich sind diese Zimmer viel zu klein und armselig. Ich werde die Ehre haben, Ihnen im ersten Stock zwei sehr schöne Salons mit der Aussicht auf den Canale grande zu öffnen, und Sie werden nicht mehr dafür zahlen, als für diese Kammern hier. Kommen Sie, mein Herr, und verzeihen Sie mir nur, daß ich Sie nicht gleich würdig bediente, aber ich wußte ja nicht, daß Sie ein Prussiano sind, und es wäre für mich sehr gefährlich und sehr unpolitisch gewesen, einen Fremden, der ja vielleicht ein Teresiano sein konnte, in meinem Hôtel aufzunehmen. Das wäre im Stande gewesen, mir die ganze Kundschaft der Prussiani zu entziehen! Haben Sie die Güte, mir zu folgen.

Er schritt in seiner lebhaften, gesticulirenden Weise voran, und führte den Fremden wieder über die Corridore durch den großen Saal in die Vorhalle. Dort stand der Oberkellner sammt den Garçons in lebhaftem Gespräch mit den Gondolièren, welche die Koffer des Reisenden in der Halle niedergesetzt hatten, und fluchend und schreiend ihre Bezahlung verlangten, während der Oberkellner ihnen versicherte, es sei noch nicht ausgemacht, ob der Fremde hier bleibe, und ob sie nicht vielleicht seine Koffer noch weiter transportiren müßten.

Der Wirth nickte dem Oberkellner indeß lächelnd zu, und auf den Fremden deutend, sagte er stolz: Eccellenza ist nicht bloß ein Deutscher, sondern ein Prussiano.

Und sofort erhellten sich die düsteren Angesichter der Kellner und der Gondolièri, und mit wohlwollendem Lächeln blickten sie Alle auf den Reisenden hin, der indessen an der Seite des Wirthes die breite prachtvolle Treppe hinaufschritt.

Er ist ein Preuße! riefen die Garçons.

Evviva il Re di Prussia! brüllten die Gondolièri, indem sie den Koffer auf die Schultern luden, und sie leicht und behende die Treppe hinauftrugen.

Die Salons, in welche der Wirth jetzt seinen Gast führte, waren allerdings sehr verschieden von den kleinen unsaubern Kammern, welche er ihm zuvor angewiesen. Hier herrschte die größte Eleganz, und mit einem stolzen Gefühl der Freude führte der Wirth den Fremden hinaus auf den großen Balcon, von welchem man eine wundervolle Aussicht über das imposante herrliche Bassin des Canale grande mit seinen stolzen Kirchen und Palästen genoß.

Und jetzt, Signor, sagte der Wirth dann unterwürfig, jetzt gebieten Sie über mich. Kann ich Ihnen in irgend einer Weise nützlich sein, so geschieht es mit Freude! Jede Auskunft die Sie verlangen, bin ich bereit Ihnen zu geben! Vielleicht haben Euer Eccellenza hier Geschäfte, und ich kann Ihnen behülflich sein.

Allerdings habe ich hier Geschäfte, sagte der Reisende, aber sie sind nicht bedeutender Art. Ich habe nur einen Empfehlungsbrief zu besorgen, und zwar an den Prior des Klosters von San Giovanni e Paolo.

Ah, ah, er ist ein echter Prussiano, rief der Wirth sich vergnügt die Hände reibend, und es ist ein Jammer, daß ihm die Ordensregel verbietet, an einem Ballfest Theil zu nehmen, sonst würde er gewiß

an unserem heutigen Fest Theil nehmen. Wenn Euer Gnaden an den Herrn Prior von San Giovanni gewiesen sind, so haben Sie ohne Zweifel eine politische Mission, und ich bin doppelt stolz, Sie meinen Gast zu nennen.

Nicht doch, sagte der Fremde rasch, ich habe keine politische Mission, und mein Empfehlungsbrief an den Herrn Prior ist ganz unverfänglicher Natur. Ich bin ein Kaufmann, und da ich durch Zufall im Besitz mehrerer kostbarer Reliquien bin, so hoffe ich, daß der würdige Herr Prior mir dieselben vielleicht für sein Kloster abkauft.

Ach, Reliquien, sagte der Wirth mit verächtlichem Achselzucken. Wissen Sie, mein Herr, man ist jetzt nicht sehr enthusiastisch für dergleichen Dinge! Die Politik läßt uns keine Zeit übrig fromm zu sein, und selbst der Papst hat keinen Einfluß mehr über die Gemüther. Selbst die Römer sind buoni Prussiani, und fragen nichts darnach, daß der große Friedrich ein Ketzer ist. Der Papst segnet die Waffen seiner Feinde, und feiert ihre Siege mit prunkreichen Messen und kostbaren Weihgeschenken. Aber der Römer kehrt sich nicht daran, sondern betet für den Heldenkönig, den großen Friedrich, und wünscht seinen Waffen Glück und Segen dem Papst zum Trotz*)

Ach, sagte der Reisende mit anscheinender Traurigkeit, dann werde ich freilich schlechte Geschäfte machen mit meinen Reliquien, aber hoffentlich desto bessere hier in der Stadt mit meinen Fächern, und dabei, mein Herr, bedarf ich Ihres Rathes. Sie haben vielleicht die Güte, mir einige große Handels-

*) v. Archenholtz: Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 241.

häuser zu nennen, die mir einige meiner schönen Fächer abkaufen könnten. Aber es müssen gute Prussiani sein, wie Sie gleich sehen werden.

Er trat zu einem der Koffer hin, schloß ihn auf und nahm aus demselben ein Etui, in welchem mehrere Fächer sich befanden.

Sehen Sie da, mein Herr, sagte er, diese Fächer sah ich in Genf, und da ich mir dachte, daß man vielleicht in Italien ein gutes Geschäft damit machen könnte, kaufte ich einige Dutzend davon. Sehen Sie nur diese schöne und sinnige Malerei!

Er schlug den Fächer auseinander. Auf demselben befand sich auf weißem Atlas, ziemlich kunstvoll gemalt, ein großer preußischer Adler, im Begriff eine weiße Lilie zu verzehren.

Der Wirth klatschte entzückt in die Hände. Delicioso! rief er lachend. Der preußische Adler, welcher die französische Lilie verspeist! Das ist eine köstliche Prophezeihung, eine wundervolle Satyre. Und diese Fächer haben Sie in Genf gekauft? Man ist also in Genf auch Prussiano?

Es giebt in Genf keine Dame, welche nicht einen solchen Fächer trüge, sagte der Reisende, und in Berlin kann man nicht preußischer sein, als man es in Genf ist.*)

Das freut mich, das freut mich wahrhaft, rief der Italiener enthusiastisch. Es wird noch dahin

---

*) Voltaire, der damals heimlich gegen Friedrich agitirte, während er zugleich doch in lebhaftem Briefwechsel mit dem König stand, schrieb bald nach der Schlacht von Maxen an den Kardinal Grafen von Bernis: „Je ne suis pas comme les trois quarts des Allemands: j'ai vu partout des éventails où l'on a peint l'aigle de Prusse, mangeant une fleur de lis. Mes nièces n'auront pas assurément de tels éventails. On est Prussien à Génève comme ailleurs, et plus qu'ailleurs.“ (Oeuvres complètes de Mr. de Voltaire. Vol. 85 p. 370.)

kommen, daß alle Völker Europa's zu Prussiani werden, und nur die Fürsten Teresiani sind.

Aber nichts destoweniger werden diese Völker doch ihren Fürsten gehorchen, sagte der Fremde mit einem lauernden Blick, und wenn diese es befehlen, werden sie gegen den großen König zu Felde ziehen.

Nicht wir, nicht die Italiener, rief der Wirth heftig. Unser Doge wird es nicht wagen, für die Teresiani Partei zu nehmen, oder gar sich mit ihnen zu verbünden, denn er weiß sehr wohl, daß das hier in Venedig eine Revolution geben würde, bei der sein eigener Thron vielleicht gefährdet würde. Nein, nein, Signor, unsere erhabene Regierung ist zu klug, um nicht öffentlich eine neutrale Stellung zu behaupten, während sie in'sgeheim so gut preußisch gesinnt ist, wie wir Alle.

Aber die Lombarden und Sardinier? fragte der Fremde erwartungsvoll.

Auch die sind gut preußisch gesinnt, und wenn auch der König vou Sardinien, wie man sagt, ein Teresiano ist, so ist sein Volk preußisch wie wir Alle.

Und die Neapolitaner?

Nun, die Neapolitaner! rief der Wirth lachend, die Neapolitaner sind, wie Sie wissen, eben nicht bekannt wegen ihrer Tapferkeit, und wenn sie also den großen Friedrich nicht lieben, so fürchten sie ihn wenigstens. Die Neapolitaner sind die Kinder Italiens, sie wissen nichts weiter, als daß Neapel eine schöne Stadt ist, und zittern immer, daß irgend ein Barbar kommen, und sie verschlingen könnte. In ihrer Angst vergessen sie ganz, daß Niemand an sie denkt, und daß ganz Italien und die Alpen sie von den kriegführenden Völkern trennen. Der König von Neapel hielt es für möglich, daß der König von

Preußen eines Tages mit seinem siegreichen Heer den Vesuv ersteigen, und Neapel in Besitz nehmen könnte. Seit den letzten Siegen des Königs hat König Ferdinand von Neapel daher die Zahl seiner Truppen vermehrt, und die Wachen in der Hauptstadt verdoppelt.*)

Der Wirth lachte bei dieser Erzählung so herzlich, daß der Fremde unwillkürlich in sein Lachen mit einstimmen mußte. Nun, der König von Neapel ist freilich auch nur ein Knabe von neun Jahren, sagte er dann.

Aber er hat Minister, die älter sind als er, und wohl ein wenig mehr von der Geographie wissen sollten, Signor. Aber, Corpo di bacco, ich schwatze und schwatze hier von Politik und vergesse ganz, daß Eccellenza ohne Zweifel hungrig ist und nach einer stärkenden Mahlzeit verlangen wird.

Es ist wahr, mich hungert ein wenig, sagte der Fremde lächelnd.

Und in einer Viertelstunde soll das glänzendste Diner, das der weltberühmte weiße Löwe nur herzustellen vermag, für Euer Gnaden bereit sein! rief der Wirth, indem er sich hastig zur Thür hinauswirbelte.

Der Fremde blickte ihm gedankenvoll nach. Es scheint, flüsterte er, daß der Zufall mich sehr glücklich geführt hat, denn dieser gute kannegießernde Wirth scheint wirklich ein echter Prussiano zu sein, und ich habe in einer Viertelstunde mehr von ihm erfahren, als ich auf einer langen Reise durch ganz Italien vielleicht von der Gesinnung der Italiener

---

*) v. Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 240.

erlauscht haben könnte; das ist mir sehr nützlich und kommt mir außerordentlich gelegen. Ich werde nun mit mehr Nachdruck und Energie auftreten und handeln können. Vor allen Dingen darf ich aber meine Rolle nicht vergessen! Ich bin ein Kaufmann, handle mit Fächern, Reliquien, Raritäten und Curiositäten, und bin sehr begierig meine Waare an den Mann zu bringen!

Und während der Fremde so sprach, lachte er laut auf und ging mit hastigen Schritten auf und ab. Dann nach einer langen Pause blieb er wieder stehen und blickte gedankenvoll zur Erde nieder. Und ist es denn nicht die Wahrheit? sagte er ernst. Bin ich nicht in der That ein Kaufmann, welcher umherreist Geschäfte zu machen und begierig ist, seine Waaren los zu werden? Nur daß ich statt mit Seide und Bändern mit Purpur, mit Kronen und Ländern handle, nur daß die Firma, für die ich reise, nicht blos bei dem Kaufmannsstand, sondern in der ganzen Welt einen guten Klang hat. Ja, ja, meine Firma, für die ich reise, heißt Hohenzollern, und sie wird länger dauern und einen glänzenderen Credit sich bewahren, als alle Firmen der Fuggers und der Hansa überhaupt. Das heißt, fuhr er feierlich fort, das heißt, wenn das Schicksal uns den großen Handelsherrn, für den ich jetzt reise und für dessen Firma ich Länder und Kronen ausbieten soll, noch lange erhält und ihn siegen läßt über alle seine Feinde. Ja, wahrlich, die Firma Hohenzollern ist ruhmvoll und herrlich, aber König Friedrich hat sie dazu gemacht, und wenn sie es bleiben soll, müssen seine Nachkommen ihm gleichen!

Das Eintreten der Kellner, welche kamen den Tisch zu serviren, unterbrach ihn in seinem Selbst-

gespräch, und bald luden die dampfenden Schüsseln und Speisen den Reisenden zu erquicklichem Genusse ein.

II.

Friedrich der Große als Heiliger.

Und jetzt zu den Geschäften! sagte der Reisende lächelnd, nachdem er mit seinem Diner zu Ende war. Es ist die höchste Zeit meinen Weg anzutreten, damit ich wo möglich noch heute weiterreisen kann.

Er eilte zu seinem Koffer und nahm daraus verschiedene Pakete und Rollen hervor, die er theils in die Taschen seines Rockes versenkte, theils wie ein echter Handelsmann unter den Arm nahm. Dann setzte er seinen breitgekrämpten, schwarzen Filzhut auf und schickte sich an zu gehen. Aber wie er vor dem großen Spiegel vorüberkam, blieb er stehen, und betrachtete sich selber mit einem lauten und fröhlichen Lachen.

Wahrhaftig, sagte er, ich habe durchaus das Ansehen eines echten Spießbürgers und Krämers, und wer mich für etwas Anderes hält, als für einen ehrbaren Handelsmann, der muß eine noch politischere Nase haben, wie mein Herr Wirth, Signor Montardo, der Prussiano!

Er drehte sich lachend auf dem Absatz herum und verließ das Zimmer, um hinunter zu gehen und

den Wirth um einige kaufmännische Adressen und einen Wegweiser zu bitten.

Signor Montardo ließ es sich indessen nicht nehmen, seinen Gast selber zu geleiten und ihm persönlich bei seinen Geschäftswegen hülfreich zu sein.

Es könnte sonst leicht irgend ein Kaufmann Sie anreden und zu sich rufen, sagte er, der nicht von unserer Partei ist, und wenn Sie dem Ihre Fächer zeigen wollten, so würde das einen rasenden Scandal geben, denn die Teresiani sind eben so hitzig, wie wir, und es sind hier schon manche Schlägereien und Kämpfe unter den Teresiani und Prussiani vorgefallen. Kommen Sie also, mein Herr, ich geleite Sie! Wir wollen nicht durch die Kanäle fahren, sondern durch die kleinen Calli gehen, die uns schnell zur Riva di Schiavoni und auf den Rialto führen, denn das ist unser Ziel.

Führt uns das weit ab von dem Kloster San Giovanni und Paolo? fragte der Fremde, indem sie an der Hinterseite des Hôtels hinaustraten in diese engen, kleinen, dunklen Gassen, die in Venedig hinter den Häusern hinlaufen und eine ziemlich beschwerliche Passage für Fußgänger bilden.

Ah, Sie bleiben also immer noch dabei, dem Herrn Prior ihre Reliquien anbieten zu wollen? fragte der Wirth lachend.

Ich bleibe dabei, und hoffe, daß er sie kauft.

Nun, ich wünsche Ihnen Glück. Jedenfalls haben Sie vom Rialto nicht weit dahin. Ich geleite Sie bis in die Nähe des Klosters, aber nicht weiter!

Und warum nicht?

Weil der Bruder Pförtner ein wüthender Teresiano ist, und Ihnen ohne Zweifel die Thür vor

der Nase zuschlagen würde, wenn er Sie an meiner Seite erblickte.

Aber sagten Sie mir nicht, der Herr Prior sei ein Prussiano?

Ja, der Prior wohl, aber der Pförtner nicht, und leider muß ich sagen, auch viele Mönche nicht.

Also selbst die Herren Klosterbrüder beschäftigen sich mit Politik?

Signor, rief der Wirth pathetisch, Jedermann beschäftigt sich hier mit Politik, und wenn ich Ihnen sage, daß selbst unsere kleinen Kinder sich schon in Teresiani und Prussiani theilen, so werden Sie wohl begreifen, daß hier Jedermann politisch ist. Gestern haben wir in der Riva Peschiera eine kleine Revolte gehabt, sie kam daher, daß eine der Fischfrauen sich weigerte, meinem Koch eine wundervolle Lachsforelle zu verkaufen, weil sie behauptete, der liebe Gott habe die Fische nicht für diejenigen geschaffen, welche Prussiani, daß heißt, Ketzer und Ungläubige wären. Mein Koch bestand darauf, den Fisch zu haben, und da unglücklicher Weise sich unter den Fischhändlerinnen auch viele Prussiani fanden, so kam es bald zu einem heftigen Zank und Gefecht, bei welchem statt der Kanonenkugeln faule Fische gegen die Köpfe flogen, und der damit endigte, daß die Sbirren die Hauptkämpfer in's Gefängniß führten.

Sie traten eben um eine Ecke der kleinen Gasse, in welcher sie bis dahin gegangen waren, in die große und prächtige Riva di Schiavoni ein, und der geschwätzige Signor Montardo wollte eben in seinen lustigen Erzählungen fortfahren, als lautes Schreien, Rufen, Lachen und Schelten ihn unterbrach und ein mit jeder Minute sich vergrößerndes Gewühl von Menschen ihnen den Weg abschnitt.

Nun zum Glück sind wir hier am Ziel unseres Weges, sagte Signor Montardo, denn das ist das Haus meines würdigen Freundes, des Galanteriewaarenhändlers Ciceracchi, zu dem ich Sie führen wollte. Drängen wir uns ein wenig vorwärts, zu sehen, was es giebt, denn mir scheint, mein Freund Ciceracchi hat wieder dem guten Volk von Venedig eine Ueberraschung bereitet.

Er schob sich mit seinen breiten Schultern energisch in dieser beweglichen Menschenmasse vorwärts, und führte den Fremden durch die so machtvoll gebildete Gasse bis in die ersten Reihen der den Laden umdrängenden Menschen vor.

Auf einmal stieß der Fremde einen leisen Schrei aus und deutete nach dem Eingang des Ladens hin. Sehen Sie da, sagte er, das ist das sprechend ähnliche Portrait des großen Friedrich.

Wirklich, dort an der Eingangsthür des Ladens dieser schöne, in einen prachtvollen Goldrahmen eingefaßte Kupferstich, das war das Bild des preußischen Heldenkönigs, das Bildniß Friedrich des Großen, und unter demselben war eine brennende Lampe angebracht, deren flackerndes Licht das schöne, edle Antlitz Friedrichs mit rosigem Schimmer gleichsam belebte.

Ah, nun begreife ich, flüsterte der Wirth. Ciceracchi legt es darauf an, die Teresiani wüthend zu machen. Sehen Sie doch nur, er hat, um seine grenzenlose Ehrfurcht vor dem König zu bezeigen, eine ewige Lampe vor seinem Bilde aufgehängt, eine Ehrfurcht, wie man sie bei uns nur Heiligen von erstem Range erzeigt.*) Hören wir ein wenig, was die Leute dazu sagen.

---

*) v. Archenholtz. Th I. S. 214.

Eben war ein Bruder Karthäuser, angelockt von dem Menschengewühl, in die vordere Reihe getreten und begann jetzt mit heftigen Gesticulationen und wüthender Geberde eine eifernde Rede gegen diese Verhöhnung der heiligen Kirche.

Wie könnt Ihr es dulden, daß man Euch diesen Ketzer als einen Heiligen darstellt, schrie er wüthend. Wißt Ihr denn nicht, daß der Papst den ketzerischen König von Preußen in den Bann gethan hat? Wißt Ihr denn nicht, daß er der Feind ist Gottes, der Kirche und der frommen katholischen Christenheit? Fort also mit dieser Lampe, das Feuer der Hölle wird den Ketzer verzehren, aber keine ewige Lampe des Heils darf seine finstere Seele erleuchten.

Er hat Recht, er hat Recht, schrieen einige aus der Menge. Löscht die Lampe aus! Schlagt dem Ciceracchi die Fenster ein, denn er ist ein Prussiano! Er macht einen Ketzer zu seinem Heiligen! Löscht die Lampe aus!

Und mit drohend erhobenen Fäusten stürzten einige Männer vorwärts. Aber sofort stellten sich ihnen einige Andere entgegen und drängten sie mit ihren nervigten Armen zurück.

Niemand soll es wagen, diese Lampe auszulöschen, schrieen sie. Zurück, zurück, oder unsere Fäuste sollen Euch die Augen verblenden, daß Ihr weder die Lampe noch den großen Federigo mehr sehen sollt!

Löscht die Lampe aus, im Namen Gottes! schrie der wüthende Bruder Karthäuser, und eine Schaar fanatischer Teresiani schrie es ihm nach, indem sie mit wüthender Gewalt der Thür zudrängten.

Aber vor derselben hatten die Prussiani, unter

ihnen Signor Montardo und der Fremde, schon eine Schutzmauer gebildet und wehrten mit wüthendem Geschrei und drohend erhobenen Fäusten die Herandrängenden zurück. Nun entstand einer jener Tumulte, wie sie nur bei dem leidenschaftlichen Volk der Italiener möglich sind. Man hörte nichts als wüstes Geschrei, wilde Flüche, drohende Verwünschungen, man sah nichts als wuthblitzende Augen, geballte Fäuste, und hier und da blitzte schon die Klinge eines Dolches oder eines Messers.

Auf einmal, wie von einem Zauberspruch gebändigt, verstummte das wüste Geschrei und eine tiefe Stille trat ein. Alle diese schreienden, heulenden Menschenmassen standen plötzlich schweigend und ruhig da, oder wichen scheu und angstvoll zurück vor diesen finsteren, stummen Gestalten, die plötzlich in ihrer Mitte, gleichsam wie aus der Erde, auftauchten. Niemand hatte sie kommen sehen, die hohen, in lange schwarze Mäntel gehüllten Männergestalten, deren Antlitz von dem breitkrämpigen Hut ganz und gar bedeckt und beschattet war, Niemand hörte von ihnen ein Wort der Drohung, und doch wich Jedermann scheu und ängstlich vor ihnen zurück, und doch genügte ihre bloße, schweigende Gegenwart, um diese wüthenden Massen zu besänftigen und ihren Zorn verstummen zu machen.

Selbst Signor Montardo hatte schnell seine drohende und herausfordende Stellung vor dem Bilde mit der Lampe aufgegeben, und blickte scheu den schwarzen Gestalten nach, die langsam und schweigend durch die zurückweichende Menge dahinschritten.

Die Sbirri! murmelte er dem Fremden zu. Die Diener vom Rath der Zehn! Wen werden sie mit sich nehmen?

Aber es schien, diese gefürchteten Gestalten wollten die Menge nur an sich erinnern, nur drohen, statt zu strafen. Sie wollten dem Volk nur zeigen, daß das Gesetz über ihm wache und jeden Augenblick bereit sei, seine drohenden Fänge nach ihnen auszustrecken. Tief in ihre Mäntel gehüllt und ohne nur ein einziges Mal die Hand aus denselben hervorzustrecken, schritten sie gesenkten Hauptes durch die Menge hin. Ohne Jemand anzureden oder zu beachten, verloren sie sich dort drüben iu der kleinen Gasse, welche nach der Piazetta führte.

Wie der letzte von ihnen hinter der Ecke der Straße verschwand, schien der Zauber, welcher bis dahin die Menge gebannt hatte, sich zu lösen. Jedermann athmete auf, wie von einer drückenden Last befreit, die erblaßten Wangen rötheten sich wieder, die zusammengepreßten Lippen lächelten wieder, und hier und da begann man schon wieder zu plaudern und sich über den modernen Heiligen zu besprechen, den Ciceracchi da ausgestellt.

Sie sehen, flüsterte Montardo aufathmend, auch unsere Regierung verhält sich durchaus neutral. Sie will weder die Teresiani, noch die Prussiani bestrafen, sie will uns nur warnen, nicht zu weit zu gehen in unserem Eifer, uns nur daran erinnern, daß die Dolche und Messer auf der Straße verboten sind. Aber lassen Sie uns jetzt in den Laden gehen, damit ich Sie dem Ciceracchi vorstellen kann!

Er nahm seines Begleiters Arm und trat mit ihm in den Laden, in welchem ein großer, schlanker Mann ihnen entgegentrat. Sein schwarzes Haar hing wie eine wilde Mähne zu beiden Seiten seines bleichen, ausdrucksvollen Gesichtes hernieder, seine Augen sprühten Flammen, und auf seinen vollen,

dunkelrothen Lippen stand ein stolzes, triumphirendes Lächeln.

Nun, Montardo, sagte er, Ihr kommt ohne Zweifel, um mir zu meinem Sieg über diese elenden Teresiani Glück zu wünschen?

Gewiß, Ciceracchi, dashalb komme ich, rief Montardo lachend. Ihr habt da eine verzweifelt originelle Idee gehabt. Eine ewige Lampe vor dem Bilde des Königs von Preußen anzuzünden, ist in der That eine wundervolle Demonstration.

Wißt Ihr warum ich's gethan habe? fragte Ciceracchi. Die Teresiani haben gestern vor der Thür ihres Kaffehauses die Bulle des Papstes Clemens des Elften, welche jetzt der Papst Clemens der Dreizehnte bestätigt und erneuert hat, mit großer Pracht ausgestellt. Sie haben diese Bulle auf weißen Atlas drucken und in einen prächtigen Goldrahmen einfassen lassen, und unter derselben brannte eine ewige Lampe.

Und wie lautete denn diese Bulle? fragte Montardo.

Ich werde Euch den Anfang sagen, rief Ciceracchi heftig, denn das Ganze habe ich natürlich nicht behalten. Der Anfang der Bulle lautete: Ihr habt längst vernommen, daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, mit Verachtung der Autorität der Kirche Gottes, sich öffentlich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemaßt hat; ein wahrer profaner und bei den Christen ganz unerhörter Brauch. Somit hat er sich unvorsichtig genug der Zahl Derer beigesellt, von Denen es in der Schrift heißt: „S i e h a b e n r e g i e r t, a b e r n i c h t d u r c h m i c h; s i e w a r e n F ü r s t e n, a b e r i c h k a n n t e

sie nicht.“*) — Begreift Ihr jetzt, Montardo, warum ich das Bildniß des Königs ausgestellt, und es mit einer Lampe geschmückt habe? Ich meine doch, dies schöne Portrait verdient wohl eher eine ewige Lampe als die unsinnige Bulle des Papstes!

Und gewiß habt Ihr Recht, Signor, sagte der Fremde lebhaft, indem er auf Ciceracchi zuschritt, und ihm seine Hand darreichte. Erlaubt, daß ich Euch danke im Namen meines edlen und großen Königs, den Ihr heute so tapfer und auf eine so feine und sinnige Weise gegen die hämischen Angriffe seiner Feinde vertheidigt habt. Ich gebe Euch mein Ehrenwort, daß der König durch mich von Euerer schönen und sinnigen Handlung erfahren soll, und daß er sich derselben von ganzem Herzen freuen wird.

Ach, Signor, rief Montardo lachend und mit feinem Spott, Sie vergessen, daß Sie Sich durchaus nicht um Politik bekümmern, sondern ein ehrbarer, reisender Kaufmann sind.

Aber ich vergesse nie, daß ich ein Preuße bin, sagte der Reisende mit schnell erzwungener Ruhe. Und wie könnte ich das auch vergessen, fuhr er lachend fort, da ich mit echt preußischen Handelsartikeln Geschäfte machen will.

Und einen sehr schönen Handelsartikel führt der Signor bei sich, sagte Montardo, mit den Augen seinem Freunde zublinzelnd. Ich sage Euch, Ciceracchi, Ihr werdet entzückt davon sein, und es ist Euch eine neue Gelegenheit geboten, den Teresiani

*) Eisenschmid: Römisches Bullarium, oder Auszüge der merkwürdigsten päpstlichen Bullen, aus authentischen Quellen übersetzt. Bd. 2. S. 305.

einen empfindlichen Streich zu versetzen. Betrachtet Euch einmal die Fächer des Herrn Kaufmanns!

Der Fremde öffnete einen seiner Fächer, und Ciceracchi's Augen leuchteten vor Entzücken bei dem Anblick der Malerei.

Wie viele solcher Fächer habt Ihr, Signor? fragte er.

Ich habe deren zwölf.

Ich behalte sie alle, und bedauere, daß Ihr deren nicht mehr habt.

Aber, Ciceracchi, rief Montardo, Ihr verleugnet ganz Euere kaufmännische Klugheit. Ihr habt ja noch nicht einmal nach dem Preise gefragt. Oder denkt Ihr, daß dieser Herr sie Euch umsonst lassen wird?

Nicht doch, ich vergaß es wirklich, sagte Ciceracchi, mit sichtbarem Entzücken sich die Fächer, die der fremde Kaufmann eben einen nach dem anderen vor ihm ausbreitete, betrachend. Sagen Sie mir Ihren Preis, Signor.

Der Fremde schwieg einen Moment, dann sagte er zögernd und mit niedergeschlagenen Augen: Ich zahlte in Genf zwölf Francs für jeden dieser Fächer.

Ich gebe Ihnen das Doppelte, sagte Ciceracchi ruhig.

Der Fremde schreckte zusammen, und blickte erröthend vor Unwillen zu ihm empor. Mein Herr, sagte er heftig, ich nehme von Niemanden höhere Preise an, als ich fordere!

Signor, Signor, Sie vergessen wieder, daß Sie ein Kaufmann sind, rief Montardo lachend. Kein Kaufmann verkauft seine Waare zu dem Preis, den er selber dafür gezahlt hat, merken Sie Sich das!

Und übrigens gedenke ich immer noch ein gutes Geschäft mit diesen Fächern zu machen, sagte Ciceracchi. Ich zahle Ihnen vierundzwanzig Francs und werde fünfzig dafür fordern. Denn die Damen unserer Nobili, welche meist alle Prussiani sind, werden entzückt sein, ihre Gegner auf so elegante Weise ärgern zu können. Sie sind also zufrieden, mein Herr, mit dem gebotenen Preis?

Ich bin zufrieden, sagte der Fremde verlegen und erröthend.

Und ist das der einzige Gegenstand, den Sie mir anzubieten haben?

Nicht doch, ich habe noch einiges Andere, sagte der Fremde lächelnd, indem er ein neues Paket öffnete. Da Sie Prussiano sind, so werden Ihnen hoffentlich diese allerliebsten Denkmünzen und Schaustücke gefallen, welche in Holland erschienen sind, und auf denen sich allerliebste Satyren auf die Feinde des großen Königs befinden.*)

Ah, lassen Sie sehen, Signor, riefen die beiden Italiener. Dann betrachteten sie mit sichtbarem Behagen und vergnügtem Lachen diese holländischen Denkmünzen, welche allerdings sehr derbe und drastische Satyren auf die Feinde Friedrichs enthielten, und auf denen sich in gar komischen Situationen und Stellungen die wohlgetroffenen Figuren der Kaiserinnen Maria Theresia und Elisabeth, wie der „Cousine Pompadour“ und des Fürsten von Soubise befanden.

Ich behalte alle diese Denkmünzen, alle! rief Ciceracchi entzückt.

Der Fremde lachte. Nicht doch, sagte er, ich kann doch nicht mein ganzes Geschäft verkaufen,

*) v. Archenholtz. Th. I. S. 240.

sondern muß noch etwas übrig behalten! Ich werde Ihnen von jeder dieser Denkmünzen ein Exemplar geben, und diese müssen Sie von mir als ein Zeichen meiner Achtung annehmen, und mich nicht dafür bezahlen wollen.

Signor, rief Montardo mit flehendem Ton, bleiben Sie in meinem Hôtel so lange es Ihnen gefällt, und wenn ich Ihnen alsdann die Rechnung bringe, so legen Sie mir auf dieselbe ein Exemplar von jeder dieser Denkmünzen, und ich werde überreich bezahlt sein.

Der Fremde versprach es lächelnd, und nachdem er dann mit sichtbarer Beklommenheit von Ciceracchi das Geld für die Fächer genommen, entfernte er sich mit seinem Begleiter, um dem Prior des Klosters von Giovanni e Paolo seinen Besuch zu machen.

III.

Die Klosterbrüder von San Giovanni e Paolo.

Der Herr Prior des Klosters San Giovanni e Paolo kehrte soeben von der zweiten Messe, die er in der herrlichen Kirche seines Klosters, dem Begräbnißplatz des großen Titiano Vicelli, abgehalten, in sein Zimmer zurück. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, ging er langsam und tiefsinnend auf und ab, und blieb dann und wann vor dem großen Tisch

stehen, auf welchem ein Mönch damit beschäftigt war, einige Landcharten und Papiere auszubreiten.

Dies hier, Hochwürden, sagte der Mönch, indem er eben ein neues Papier entfaltete, dies hier ist ein genauer Plan der Gegend von Maxen, wir haben ihn heute Morgen erst erhalten, und es sind auf demselben sehr genau die Stellungen der verschiedenen Heere bezeichnet. Wenn es Euer Hochwürden gefällig ist, lese ich Ihnen die Bülletins noch einmal vor, und Sie verfolgen die Märsche auf dem Plan hier.

Der Prior schüttelte leise das Haupt. Nein, Bruder Anselmo, sagte er sanft, lesen Sie mir die Siegesbülletins der Oesterreicher und Russen nicht noch einmal! Sie thun meinen Ohren und meinem Herzen weh! Lassen Sie uns lieber auf dieser Charte hier die jetzigen Stellungen der Heere und die Hoffnungen, die man darauf bauen kann, betrachten.

Ich habe mit Nadeln genau die Positionen abgegränzt, sagte Pater Anselmo. Die schwarzen Nadeln bedeuten die Heere der Verbündeten, die weißen das Heer des Königs von Preußen.

Der Prior neigte sich über die Charte und verfolgte mit sinnendem Blick die Linien, welche Pater Anselmo mit hastigem Finger ihm bezeichnete.

Ihre Nadeln sind ein trauriges Omen, sagte er dann kopfschüttelnd, sie umzingeln ringsum wie eine Kirchhofsmauer diese wenigen weißen Nadeln, die sich da wie Grabkreuze in der Mitte der schwarzen Umzäunung erheben.

Und diese weißen Nadeln werden doch diese Umzäunung durchbrechen, sagte Pater Anselmo zuversichtlich. Der Große König —

Pater Anselmo verstummte, denn eben hatte sich

die Thür geöffnet, und der Pater Guardian fragte, ob er eintreten dürfe.

Der Prior erröthete leicht und trat von dem Tisch zurück, während das scharfe und stechende Auge des Paters rings im Zimmer umherflog und mit sarkastischem Ausdruck auf dem Tisch mit den Charten verweilte.

Sie sind willkommen, Bruder Theodor, sagte der Prior mit einem leisen Neigen des Hauptes.

Doch störe ich Euer Hochwürden in Ihrer Lieblingsbeschäftigung, sagte der Pater Guardian scharf, indem er auf die Charten deutete. Euer Hochwürden überlegten eben die mißliche Stellung des Ketzerkönigs, den Gott, wie es scheint, jetzt bald in den Staub schleudern und zu den Füßen der triumphirenden Kirche zerschmettert niederfallen lassen wird.

Diese Entscheidung müssen wir allerdings Gott überlassen, sagte der Prior sanft. Er hat dem König von Preußen indessen schon so oft und so sehr seinen Beistand verliehen, daß ich nicht weiß, ob man seines Unterliegens so sicher sein darf!

Der heilige Vater zu Rom hat die Waffen seiner Gegner gesegnet, und folglich werden sie triumphiren! rief Pater Theodor salbungsvoll. Aber verzeihen mir Euer Hochwürden! Ich vergaß, was mich hergeführt. Ein Fremder wünscht den Herrn Prior unseres Klosters zu sprechen. Er hat seltene und schöne Reliquien zu verkaufen, die er indessen, wie er mir sagte, nur Euer Hochwürden selber zeigen will.

Unsere Kirche ist reich genug an Reliquien, rief der Prior kopfschüttelnd.

Und Euer Hochwürden legen keinen besonderen Werth auf dieselben, bemerkte der Pater Guardian

mit einem spöttischen Lächeln. Doch möchte ich mir erlauben, zu erinnern, daß der heilige Vater zu Rom noch jüngst in einem Rundschreiben an alle Klostervorsteher das Anschaffen schöner und seltener Reliquien zur Erweckung des wahren Glaubens empfohlen hat.

Das muß der Bruder Guardian freilich am Besten wissen, sagte Bruder Anselmo, indem er vier neue Nadeln in seine Landcharte bohrte. Der Bruder Theodor war es ja, der dieses Breve mitbrachte, als er vor einem halben Jahr aus Rom hierhergesandt ward, um die Stelle eines Guardians einzunehmen.

Der Pater war im Begriff eine heftige Antwort zu geben, aber der Prior kam ihm zuvor, und leise nach der Thür hinwinkend, sagte er: führen Sie den Fremden mit den Reliquien herein!

Wenige Minuten später trat der Reisende aus dem Hôtel des Signor Montardo in das Zimmer des Prior ein. —

Der Prior hieß ihn freundlich willkommen, und forderte ihn auf, ihm seine Reliquien zu zeigen.

Der Fremde zögerte und blickte bedeutsam auf die beiden Mönche hin.

Ich hatte gebeten, Euer Hochwürden allein meine Reliquien zeigen zu dürfen, sagte er.

Die beiden Patres sind geweihete Priester, und also wohl befähigt, ihre Augen auf die heiligsten Reliquien zu wenden, entgegnete der Prior mit einem unmerklichen Lächeln.

Doch habe ich Demjenigen, der mir diese Reliquien verkaufte, mit einem feierlichen Gelübde versprechen müssen, nur den höchsten und obersten Würdenträgern der Klöster meine Reliquien zu

zeigen. Er war ein frommer Mann, und als ihn die bittere Noth zwang, seine heiligsten Kleinodien zu verkaufen, weinte er, und flehte zu Gott, seinen Schätzen eine würdige Stätte zu geben, und sie niemals von unheiligen Augen und Händen entweihen zu lassen. Da aber zu dem ersten Beamten der Klöster immer die würdigsten und heiligsten Brüder erwählt werden, so ließ er mich schwören nur diesen die Reliquien zu zeigen! Euer Hochwürden werden nicht wollen, daß ich meinen Schwur breche.

Der Prior winkte statt aller Antwort den beiden Mönchen zu, und diese verließen schweigend und langsam das Zimmer.

Jetzt, mein Herr, lassen Sie mich Ihre Reliquien sehen, sagte der Prior, als sich die Thür hinter den Mönchen geschlossen.

Euer Hochwürden, sagte der Fremde jetzt leise und rasch, ich habe keine Reliquien. Ich habe nichts als einen Brief von dem Herrn Abbé Bastiani, den ich in Ihre Hände niederlegen soll.

Er zog einen Brief aus seinem Busen hervor und reichte ihn dem Prior dar. Dieser nahm den Brief mit einer ängstlichen Hast, und verbarg ihn in seinem Gewande, dann durchschritt er mit raschen aber unhörbaren Schritten das Gemach und stieß mit einem schnellen Ruck die Thür auf. Ein leiser Schrei ertönte, und eine schwarze Gestalt taumelte von der Thür zurück.

Ach, Sie sind es Pater Guardian, sagte der Prior mit dem Ton des Bedauerns. Ich fürchte, ich habe Ihnen wehe gethan!

Nicht doch, Hochwürden! Ich kehrte nur zurück, um Euer Hochwürden zu sagen, daß die Stunde des Mittagessens gekommen ist, und daß die from-

men Brüder sich schon im Eßsaal zu sammeln beginnen.

Und ich öffnete die Thür um nach Ihnen zu rufen, Pater Guardian, und Sie zu bitten, bei der Tafel heute meine Stelle zu vertreten. Da ich im Begriff bin, heilige Reliquien zu betrachten, und mit meinen Händen zu berühren, darf ich nicht nachher mit thierischer Nahrung meine Hände besudeln. Sie werden mich also beim Mahl vertreten, Bruder Guardian, und erst bei der Abendtafel werde ich Speise zu mir nehmen. Gehen Sie also, hochwürdiger Bruder, und möge der Herr Ihr Mahl segnen!

Er neigte sein Haupt und machte mit seiner erhobenen Rechten das Zeichen des Kreuzes, während der Pater Guardian langsam und mit gerunzelter Stirn durch das weite Vorzimmer dahinschritt.

An der entgegengesetzten Thür desselben angelangt, wandte er sich hastig um, aber als er sah, daß der Prior noch immer mit erhobenem Arme auf der Schwelle seines Zimmers stand und ihm nachschaute, stieß er die Thür auf und verschwand aus dem Vorsaal.

Jetzt, mein Herr, sagte der Prior, indem er in sein Zimmer zurücktrat und die Thür desselben sorgfältig hinter sich verschloß, jetzt sind wir allein, und ich bin bereit, Sie anzuhören.

Dann bitte ich Euer Hochwürden zuerst, den Brief des Herrn Abbé Bastiani, — Ihres Bruders, zu lesen, sagte der Fremde leise.

Ah, er hat Ihnen gesagt, daß ich sein Bruder bin! rief der Prior lebhaft. Er vertraut Ihnen also sehr! Nun, erlauben Sie daß ich zuerst seinen Brief lese!

Er öffnete den Brief und überflog ihn mit heißen, ungeduldigen Blicken. Das ist indessen ein ziemlich lakonisches und räthselhaftes Schreiben, sagte er dann. Mein Bruder verweist mich ganz an Sie, und indem er mir schwört, daß ich Ihrer Discretion und Verschwiegenheit gewiß sein kann, bittet er mich, Ihnen zu vertrauen, und Ihnen beizustehen zur Erreichung Ihres Ziels. Signor, wollen Sie mir also sagen, womit ich Ihnen dienen kann, und worin das Ziel besteht, welches Sie erreichen wollen?

Zuvörderst will ich Euer Hochwürden den Beweis geben, daß ich Ihnen vollkommen und unbedingt vertraue, indem ich Ihnen sage, wer ich bin, und welches meine Ziele sind. Euer Hochwürden werden dann selber ermessen und bestimmen, inwiefern Sie mir Ihren Rath und Ihre Hülfe wollen angedeihen lassen!

Lassen Sie uns hier in diese Fensternische treten, sagte der Prior, dort finden wir Sessel, und sind sicher, nicht gehört zu sein.

Er schritt voran zu der tiefen Fensternische des hohen Bogenfensters, und deutete dem Fremden an, ihm gegenüber in dem lederbezogenen Lehnstuhl mit den kunstvoll in Holz geschnitzten Seitenlehnen Platz zu nehmen.

Jetzt, Signor, bin ich bereit, Sie anzuhören, sagte er.

Der Fremde verneigte sich. Zuerst muß ich Euer Hochwürden um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, Sie zu hintergehen. Ich bin kein Kaufmann und handle nicht mit Reliquien, sondern ich bin ein Soldat, heiße von Cocceji und habe die Ehre, der Flügeladjutant des Königs von Preußen zu sein. Mein königlicher Herr hat mich mit einer

geheimen und wichtigen Sendung betraut, und zu dieser soll ich Euer Hochwürden im Namen und Auftrag Ihres Herrn Bruders, des Abbé Bastiani, um Ihren Beistand bitten.

Und worin besteht Ihre Sendung? fragte der Prior ruhig.

Der Baron von Cocceji lächelte. Es ist schwer, ja fast unmöglich, sagte er, das in einige Worte zusammenzufassen. Euer Hochwürden müssen mir daher schon erlauben zu meiner eigenen Orientirung etwas weitläufiger und umständlicher mich äußern zu dürfen.

Sprechen Sie, sagte der Prior mit einem leisen Neigen des Kopfes.

Euer Hochwürden kennen, wie ich aus den Charten und den eingesteckten Nadeln ersehe, ganz genau die Lage und Stellung meines königlichen Herrn, des kühnen unerschrockenen Helden, den ganz Europa bewundert, und den seine Feinde am meisten fürchten wenn sie ihn besiegt haben, weil sie wissen, daß der König niemals größer, niemals energischer und kühner im Handeln ist, als wenn er anscheinend im Nachtheil, und vom Unglück betroffen ist! Denn der kühne Blick des Königs weiß immer neue Hülfsquellen zu entdecken, er schöpft aus sich selbst seine Kraft und seine Stärke, und wenn seine Feinde meinen, den kühnen Löwen in ihrem Netz gefangen zu haben, so hat er schon mit seinem Blick die Stelle entdeckt, wo das Netz schadhaft ist, und dort zerreißt er es mit Einem kühnen Ruck und arbeitet sich hervor, um seine vor Schrecken und Erstaunen betäubten Feinde vor sich fliehen zu machen. Es ist wahr, der König hat jetzt schon drei Schlachten verloren. Die Oesterreicher und Russen haben ihn bei Hoch-

kirch, bei Kunersdorf und bei Maxen besiegt. Aber was haben sie dadurch gewonnen? Sie haben in diesen Schlachten mehr verloren als der König, sie haben ihre Hülfsquellen erschöpft, ihre eigenen, und die Länder ihrer Bundesgenossen ausgesogen. Der König aber steht ebenso mächtig und in ungeschwächter, voller Kraft ihnen gegenüber. Sein Heer ist ergänzt, denn von allen Seiten und aus allen Provinzen strömen jubelnde Schaaren zu den Fahnen ihres Königs herbei. Die Begeisterung macht die Greise zu Jünglingen, die Knaben zu Männern. Jeder von ihnen will seinen Theil haben an dem Ruhm und den Gefahren des Königs und fordert das von ihm als ein heiliges Recht. Die Kassen des Königs sind nicht erschöpft, denn sein Volk hat mit freudiger Bereitwilligkeit sein Hab' und Gut, seine Juwelen und Schätze, seine goldenen Kleinodien auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, unterzieht sich mit Begeisterung jeder Einschränkung und Entbehrung, welche der Krieg ihm auferlegt. Es will nichts als seinen König siegen sehen, und ihm dazu zu helfen, ist es mit seinem Hab' und Gut, seinem Leben und Blut bereit. Diese begeisterungsstarke Liebe seines Volkes, das ist es, was den König seinen Feinden furchtbar macht, das ist es aber auch, was den König wie mit einem diamantenen Panzer umgiebt, ihn stählt gegen die Kugeln seiner Gegner, und seine stolze, edle Heldenseele mit siegesstolzer Begeisterung erfüllt. Und ganz Europa theilt diese Begeisterung und diese Siegesgewißheit des preußischen Volkes und seines Königs, ganz Europa jauchzt dem Helden zu, der so vielen, so mächtigen Feinden nicht allein Trotz bietet, sondern sie schon oft besiegt hat, und dem sie noch nichts haben abgewinnen können, nicht Eine Strecke dieses Landes,

das sie mit ihrem Blut gedüngt haben, und auf dem sich die Riesengräber ihrer gefallenen Schaaren erheben, das hat ihm die Sympathien von ganz Europa und die Liebe und Bewunderung ihrer eigenen Völker abgewonnen. In Frankreich selbst, diesem Frankreich, dessen Krieger eine so schimpfliche Niederlage bei Roßbach erlitten, und dessen Regierung voll Wuth und Rache gegen den Heldenkönig erfüllt ist, in Frankreich selbst wird Friedrich bewundert und angebetet. Ja, selbst bis in den Palast des Königs ist schon die nicht mehr abzuweisende Anerkenntniß seines Heldensinnes gedrungen, denn als jüngst der Herzog von Belleisle die Marquise von Pompadour ermahnte, bei König Ludwig darauf zu dringen, daß der Krieg mit Nachdruck fortgesetzt werde, sonst möchte König Friedrich mit seiner Armee nächstens in Paris einrücken, da rief die Marquise lächelnd: „Gut! Dann werde ich doch endlich einen König sehen.“ — In Deutschland sucht man vergebens den Glaubens-Fanatismus der Völker gegen den Ketzerkönig zu wecken. Die katholischen Baiern, die Pfälzer, die Mainzer ziehen nur noch murrend und widerwillig in den Krieg gegen den protestantischen König, obwohl sie den Rosenkranz in der Tasche und das Scapulier über die Schulter gehängt tragen. Mag Friedrich der Zweite jetzt eben von seinen Feinden besiegt worden sein, in der öffentlichen Meinung ist er der Sieger geworden, und in der ganzen Welt sympathisirt man mit ihm. Aber — die öffentliche Meinung ist sein einziger Bundesgenosse, und die Sympathien der Völker sind, außer den Hülfsgeldern der Engländer, die vielleicht bald versiegen werden, die einzigen Subsidien des Königs. Friedrich muß sich daher nach anderen Bundesgenossen, nach anderen Freunden umsehen, nach Freun-

den, die ihm wenigstens insofern Beistand leisten, als sie nicht wider ihn das Schwert ergreifen, und im Stande sind, seinen Gegnern einige Schwierigkeiten zu bereiten, und ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Solche Freunde hofft der König in Italien finden zu können, und dazu soll ich mir den Rath und den Beistand Euer Hochwürden erbitten.

Und inwiefern meint man, daß ich in dieser Angelegenheit nützlich sein könnte? fragte der Prior sinnend.

Euer Hochwürden haben noch einen zweiten Bruder, welcher Minister des Königs von Sardinien, und wie man weiß, des Königs besonderer Vertrauter und Günstling ist.

Und mein edler Bruder Giovanni verdient diese Gunst seines Königs vollkommen, sagte der Prior innig. Er ist der edelste, pflichtgetreueste, großsinnigste Diener seines Herrn.

Er gleicht in allen seinen guten und großen Eigenschaften seinem hochehrwürdigen Bruder, dem Herrn Prior von San Giovanni e Paolo; auch darin, hoffe ich, daß er ein Freund des Königs von Preußen ist.

Aber ich fürchte, weder die Freundschaft meines Bruders Giovanni, noch die meine werden dem König von Preußen nützen können. Ich bin ein armer, machtloser Mönch, den man beargwöhnt und beaufsichtigt, obwohl er nichts weiter gethan hat, als daß er dem großen Friedrich nicht, wie die fanatischen Priester und Laien unserer Kirche, Vernichtung und Tod wünscht. Mein Bruder aber ist der Minister eines Königs, dessen Land nicht reich genug ist an Gold, um Subsidien zu zahlen, an Menschen, um ein Hülfsheer in's Feld zu stellen.

Man muß also darauf bedacht sein, das Land des Königs von Sardinien zu vergrößern, sagte der Baron von Cocceji schnell. Man muß ihm so großen Länderbesitz verschaffen, daß er ein gefürchteter und gefährlicher Nachbar Frankreichs und Oesterreichs wird. Dies gerade ist der Plan und die Absicht meines Königs, und darauf beziehen sich die Vorschläge, die ich in Turin machen, und um deren Befürwortung ich Sie bitten soll. — Sardinien hat begründete, durch den Aachener Frieden ihm zuerkannte Rechte auf die Mailändischen, Mantuanischen und Bolognesischen Lande. Warum streckt es nicht seine Hand aus und nimmt, was sein ist? Warum läßt der König von Sardinien nicht seine Truppen in diese ihm rechtlich zuerkannten Lande, die sich ihm gern und willig unterwerfen werden, einrücken? Warum macht er sich nicht zum König der Lombardei? Das unglückliche Italien ist, wie das unglückliche Deutschland, zerfetzt und zerrissen in viele kleine einzelne Länder; statt Einem Herrn zu gehorchen, muß es Vielen sich unterordnen. Die Bewohner Italiens, statt sich Italiener nennen zu können, nennen sich Mailänder, Venetianer, Sardinier, Toskaner, Römer, Neapolitaner, und was weiß ich, wie sonst noch! Das schwächt das Nationalgefühl und nimmt dem Volk das freudige Bewußtsein seiner Größe. Italien muß Eins sein in sich selber, um wieder groß und mächtig zu werden. Bemächtige der König von Sardinien sich daher Oberitaliens, und er wird als König der Lombardei und seiner Erbstaaten ein mächtiger Fürst sein, gefürchtet als Feind, willkommen als Bundesgenosse.

Und meinen Sie, daß Neapel dieser Ländervergrößerung Sardiniens so ruhig zusehen werde? fragte der Prior lächelnd.

Man muß Neapel gleichfalls Gelegenheit geben, sich zu vergrößern. Der junge König von Neapel hat Energie; er hat das bewiesen, indem er sich, da sein Vater, Don Karlos von Neapel, durch das Successionsrecht auf den erledigten spanischen Thron gerufen ward, zum König von Neapel gemacht hat, nicht achtend der Rechte des Herzogs von Parma, dem nach den Aachener Verträgen die erledigte neapolitanische Krone gebührt. König Ferdinand ist schon ein Usurpator; möge er also fortfahren auf diesem einmal, und mit so vielem Glück betretenen Wege. Er hat sich Neapel genommen, möge er sich Toskana und den Kirchenstaat dazu nehmen, und er wird als König von Unteritalien ein ebenso mächtiger König sein, als der König von Sardinien, wenn er sich zum Herrscher von Oberitalien macht. Damit Beide aber ungefährdet und ungehindert sich in den Besitz dieser Länder setzen können, wird König Friedrich von Preußen die Häuser Oesterreich und Frankreich in Deutschland und in Flandern so beschäftigen, daß es ihnen nicht möglich sein soll, Neapel und Sardinien in ihren Unternehmungen zu hindern.*)

Bei Gott, ein großer und kühner Plan, ganz dem energischen Geist Friedrichs angemessen! rief der Prior begeistert aus. Wenn die beiden italienischen Könige dem großen Friedrich gleichen, so müßten sie diesen Plan mit Enthusiasmus aufnehmen!

Er war aufgestanden und ging mit hastigen Schritten auf und ab, dann und wann einzelne Worte vor sich hin murmelnd, oder mit ernster Auf-

---

*) Preuß: Geschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 232.

merksamkeit vor dem Tisch mit den Landkarten stehen bleibend.

Herr von Cocceji wagte nicht durch irgend ein Wort, einen Laut das tiefe Nachsinnen, die hastigen, unverständlichen Selbstgespäche des Priors zu unterbrechen, sondern schaute ihm still und mit gespannter Aufmerksamkeit zu, wie er immer und immer wieder hastig auf- und nieder rannte.

Endlich aber schien dieser innere Kampf des Priors beendet zu sein. Er stand vor dem Baron von Cocceji still, und seine großen, dunklen Augen mit sinnendem, ernstem Ausdruck auf ihn heftend, sagte er leise und hastig: Sie haben mich da zum Vertrauten eines großen und gefährlichen Planes gemacht. Wenn ich meiner Pflicht als unmittelbarer Untergebener des Papstes zu Rom, als Priester der heiligen Kirche, deren Widersacher König Friedrich ist, genügen wollte, so müßte ich Sie als einen gefährlichen Unterhändler und Feind hier festhalten, und dem Oberhaupt unserer Kirche schleunige Nachricht geben von diesen Plänen, die nicht allein Clemens als Fürst der Kirche, sondern auch als Fürst des Kirchenstaates bedrohen. Aber, was wollen Sie, ich bin nicht als Priester geboren, und mein Herz und mein Geist haben sich den Regeln und der Zucht des Ordens nicht ganz fügen wollen. — Ich bin, fuhr er mit einem anmuthigen Lächeln fort, immer noch ein wenig der rechte Bruder meines freigläubigen Bruders, des Abbé Bastiani geblieben, und wie es scheint, liegt es in unserem Blut, daß wir den großen und geistvollen König von Preußen lieben und anbeten müssen. — Ich will also der Stimme meines Blutes und meines Herzens folgen, und ein wenig vergessen, daß ich

ein Priester der alleinseligmachenden Kirche bin! Ich werde, so viel es in meinen Kräften steht, Ihre Pläne unterstützen. Ich werde Ihnen Briefe und Empfehlungen nach Turin geben, nicht bloß an meinen Bruder Giovanni, sondern auch an Pater Tomaseo, den Beichtvater des Königs. Er ist mein vertrautester Freund und theilt meine Sympathien. Wenn Sie ihn und meinen Bruder Giovanni gewinnen können, so haben Sie damit den Willen des Königs gewonnen, und er wird Ihren Vorschlägen ein williges Ohr leihen. Ihre Pläne sind kühn, aber mein Bruder und Pater Tomaseo sind zwei kühne Männer, denen das Wohl Italiens und die Größe ihres Königs am Herzen liegen. Sie geben Beide etwas auf mein Wort und mein Urtheil, und wenn Sie ihnen Briefe von mir bringen, werden Sie ihnen wenigstens ein willkommener Gast sein.

Er reichte dem Baron die Hand dar, und horchte mit einem wohlgefälligen, sanften Lächeln auf die lauten und enthusiastischen Dankesäußerungen des überglücklichen Soldaten, dessen erste diplomatische Mission einen so günstigen und trostreichen Anfang genommen.

Seien Sie aber immer noch vorsichtig und besonnen, Signor, sagte der Prior lächelnd. Spielen Sie Ihre Rolle als Kaufmann weiter, und lassen Sie sie auch in Turin nicht einen Augenblick von Ihrem Antlitz gleiten. Verlassen Sie Venedig sobald als möglich, denn ohne Zweifel ist der Bruder Guardian, der mir von Rom gesetzte Spion und Beaufsichtiger aller meiner Handlungen, meiner Worte und meiner Gedanken, schon aufmerksam und argwöhnisch geworden durch unser langes Gespräch; er wird Sie auf jedem Schritt beobachten lassen,

und da er eine feine Nase hat, möchte er bald einen Theil Ihres Geheimnisses entdecken. Kehren Sie auch nicht hierher in's Kloster zurück. Ich werde Ihnen durch einen vertrauten Bruder noch im Laufe dieses Tages die versprochenen Briefe senden, und sobald Sie dieselben haben, reisen Sie ab! Meine Wünsche und Gebete begleiten Sie! Ohne Zweifel sind Sie, gleich Ihrem großen König, ein Ketzer, und ich darf Sie daher nicht dem Schutz der Mutter Maria und der Heiligen empfehlen, aber ich werde Gott bitten, daß er Sie behüte und —

Der Prior schwieg betroffen still und horchte. Lautes Geschrei und wüster Lärm drang an sein Ohr. Es schien gleichsam unter seinen Füßen, wie aus einem Grabe, hervorzudringen, und schwoll mit jedem Moment zu immer lauteren, wüthenderen Accorden an.

Es ist im Speisesaal, sagte der Prior erstaunt. Folgen Sie mir, mein Herr, vielleicht können wir Ihrer Hülfe bedürfen. Es klingt, als ob eine Mörderschaar meine Mönche tödtet. Sehen wir, was es giebt!

Er eilte hastig aus dem Gemach und winkte Cocceji, ihm zu folgen. Mit beflügelten Schritten gingen sie durch den Vorsaal und den langen Corridor dahin. Wie sie dann die Treppe hinuntereilten, ward das Geräusch, das Schreien und Toben, das Heulen und Schelten immer deutlicher und heller.

Ich irrte mich nicht, murmelte der Prior, es ist im Speisesaal. Kommen Sie, mein Herr, man mordet meine Mönche, stehen wir ihnen bei!

Er stürzte zu der Thür des Speisesaals hin und stieß sie auf. Dann blieb er wie gebannt auf der

Schwelle stehen und starrte mit entsetzten Blicken auf dieses wüste und unerhörte Schauspiel hin, das sich ihm darbot.

Es waren keine Mörder da, welche die Mönche mordeten, sondern die ehrwürdigen Väter allein hatten diesen wüsten Tumult verursacht, der den Prior mit Entsetzen erfüllt hatte. — Der Saal glich nicht mehr dem ernsten ascetischen Speisesaal friedlicher Klosterbrüder, er hatte sich in einen Schlachtplan verwandelt, auf dem zwei kampfesdurstige Parteien einander gegenüberstanden. Man hatte die Tische, auf welchen die Flaschen und Gläser, die Teller und Schüsseln in wilder Unordnung durcheinander gerüttelt waren, bei Seite geschoben, und in dem dadurch entstandenen freien Raum des Saals standen die Mönche mit drohender Stellung, mit wuthblitzenden Augen, Flüche und Verwünschungen ausstoßend, einander gegenüber.

Keiner von ihnen hatte bemerkt, daß die Thür des Saals sich geöffnet hatte, Keiner achtete darauf, daß der Prior und Cocceji als staunende Zuschauer des unerhörten Schauspiels dastanden, welches die Mönche eben im Begriff waren, aufzuführen.

Schweigt, sage ich, schrie soeben der Pater Guardian, mit wüthender Geberde hinüberdrohend nach den Mönchen, die ihm, und den Seinen gegenüberstanden. Schweigt! Niemand wage es in diesen geheiligten Klosterräumen den Namen des preußischen Ketzerkönigs anders als mit einer Verwünschung auszusprechen. Wer seinen Waffen Glück wünscht, Der ist selber ein Abtrünniger, ein Verräther und Ketzer. Gott hat das Schwert seines Zorns schon gegen ihn erhoben, und wird ihn zerschmettern, und wird segnen die Waffen seiner Gegner, wie es Cle-

mens schon gethan hat. Es lebe die Kaiserin Theresia, die apostolische Majestät!

Mit lautem Gebrüll schrieen die auf seiner Seite befindlichen Mönche ihm nach: Es lebe die Kaiserin Theresia, die apostolische Majestät!

Sie wird nicht Siegerin werden über Friedrich von Preußen! rief Pater Anselmo, der Anführer der Gegenpartei. Der Papst hat die Waffen Daun's gesegnet, aber die Waffen Friedrich's hat Gott selber gesegnet. Es lebe der König von Preußen! Es lebe der große Friedrich!

Es lebe der große Friedrich! schrieen und brüllten seine Mönche ihm nach.

Die Mönche der Gegenpartei antworteten nur mit einem Schrei der Wuth, und mit drohend gehobenen Fäusten drangen sie auf ihre Gegner ein. Diese folgten ihrem Beispiel, und gleich ihnen traten sie mit gehobenen Fäusten vor.

Es lebe Theresia! schrien die Einen.

Es lebe Federigo! brüllten die Anderen, und ihre Fäuste fielen nieder auf die Schultern ihrer Gegner, und von diesen empfingen sie in reichlicher Fülle die Hiebe und Stöße zurück, die sie in verschwenderischer Freigebigkeit austheilten.

Vergebens war es, daß der Prior unter sie trat und mit lauter Stimme sie zur Ruhe und zum Frieden ermahnte, sie achteten nicht auf ihn. Sie hörten gar nicht, was er sprach, in ihrem wilden Ungestüm drängten und schoben sie ihn hierhin und dorthin, und in der Hitze des Gefechtes traf ihn ein mächtiger Faustschlag so heftig auf die Brust, daß der Prior, in sich zusammensinkend, wieder nach der Thür hinflüchtete und neben Cocceji, der mit fröhlichem Lachen dem bunten Getümmel zuschaute, wieder Platz nahm.

Und während die frommen Mönche ihre, sonst nur zum Gebet gefalteten Hände zu tüchtigen Faustschlägen durch die Luft schwangen, brüllten die Einen dabei: Es lebe Theresia! — Die Anderen: Es lebe Federigo!

Und dies Geschrei war für beide Parteien, was die Trompete für das Schlachtroß ist. Es befeuerte immer auf's Neue ihren Muth und hieß sie mit gleicher Gewalt auf den Feind eindringen.

Es lebe der große Friedrich! schrie eben der Pater Anselmo. Es lebe der Sieger von Leuthen und Zorndorf!

Der Pater Guardian stieß einen Schrei der Wuth aus, und sein flammendes Auge fuhr im Zimmer umher, nach einer Waffe suchend, den Verräther zu züchtigen. Es haftete auf den blitzenden Zinnbechern, die neben ihm auf der Tafel standen. Mit einem wilden Fluch hob er einen derselben empor und schleuderte ihn gerade in Pater Anselmo's Angesicht, daß ihm das Blut aus der Nase hervorstürzte.

Das war das Signal zu einem neuen Kampf. Aber dieser ward jetzt nicht mehr mit der Zunge und mit der Faust geführt, sondern mit den Waffen, die dort auf der Tafel lagen. Alles stürzte mit wüthendem Geschrei zu der Tafel hin, um sich Waffen zu holen, die Becher schwirrten wie blitzende Kugeln hier und dorthin durch die Luft, und trafen immer sicher und schmerzhaft genug die Köpfe, auf die sie gezielt waren. Hier und da vernahm man schon lautes Wehklagen und Jammern, untermischt mit wilden Verwünschungen und dem rasenden Schlachtruf: Es lebe Theresia! Es lebe Federigo! — Hier und da sah man schon einen Verwundeten aus dem Getümmel sich in irgend eine Ecke flüchten,

um das Blut seiner Wunden zu stillen und dann mit erneuter Wuth weiter zu kämpfen. Einige Feiglinge aber suchten unter dem Tisch sich zu bergen vor dem wüthenden Becherspiel und den machtvollen Hieben.

Pater Anselmo bemerkte sie, und mit lautem Hohngelächter auf sie deutend, schrie er: Es leben die Theresiani unter dem Tisch! Kein Prussiano hat sich verkrochen, wie es die Theresiani gern Alle thun möchten und schon oftmals gethan haben!

Ein wüthendes Spottgelächter der Prussiani begleitete diese Worte ihres Anführers.

Der Pater Guardian zitterte vor Wuth. Mit beiden Händen nahm er die große Bratenschüssel von der Tafel und schleuderte sie nach Anselmo hin. Aber dieser hatte die mächtige Waffe durch die Luft fliegen sehen und wich ihr aus, und flog dann nach dem Tisch hin, um auch eine Schüssel zu nehmen, und sie mit mächtiger Gewalt seinem Gegner zuzuwerfen. Es war ein gut gezielter Wurf, und die schwere zinnerne Schüssel traf den Pater Guardian so herzhaft in den Rücken, daß er das Gleichgewicht verlor und zur Erde niederfiel.

Ein Triumphgeschrei der Prussiani begrüßte diese Heldenthat ihres Chefs.

So werden alle Theresiani fallen! jauchzten sie siegesfroh. Aber die wüthenden Theresiani suchten die Niederlage ihres Anführers zu rächen. Sie griffen nach den Tellern und Schüsseln und schleuderten sie als Wurfgeschosse auf den Feind, und deckten das Antlitz mit den Schüsseln wie mit einem Schild, um den von den Prussiani geschleuderten Bechern zu entgehen.

Sie werden sich ermorden, rief der Prior, sich

mit entsetzten Blicken an den Baron von Cocceji wendend, der neben ihm stand.

Nicht doch, Hochwürden, sie werden sich einige blaue Flecke und geschwollene Nasen holen, weiter nichts! sagte Cocceji lachend.

Ach, Sie lachen, junger Mann, Sie lachen zu diesem traurigen Schauspiel!

Verzeihen Euere Hochwürden, aber ich schwöre Ihnen, daß ich niemals leidenschaftlichere Krieger gesehen habe, wie diese hier, und nie auf den Ausgang einer Schlacht begieriger gewesen bin, wie auf diese.

Aber Sie sollen ihn nicht sehen, Signor, sagte der Prior entschlossen, indem er auf den Vorplatz zurücktrat, und Herrn von Cocceji mit sanfter Gewalt von der Thür zurückziehend, dieselbe hinter den noch immerfort mit Tellern, Schüsseln und Bechern kämpfenden Mönchen zudrückte.

Nein, Signor, fuhr er fort, Sie sollen diesem unwürdigen und schmachvollen Betragen meiner fanatischen Mönche nicht länger zuschauen. Ich bitte Sie vielmehr, sich jetzt sogleich zu entfernen. In einigen Stunden sende ich Ihnen die versprochenen Briefe. Wenn Sie aber glauben, daß ich Ihnen mit denselben einen kleinen Dienst erwiesen habe, so fordere ich dafür als Gegendienst, daß Sie Niemand erzählen, was Sie hier eben gesehen haben.

Ich verspreche es Euer Hochwürden, sagte Herr von Cocceji mit erzwungener Ernsthaftigkeit. Wenn die Leute da draußen mich fragen sollten, was dies Geschrei bedeutet, so würde ich sagen: die frommen Väter im Kloster San Giovanni und Paolo singen ihre Hora.*)

---

*) Der Baron von Cocceji muß indessen doch nicht Wort ge-

Er verneigte sich tief vor dem Prior, der ihn mit frommem Gruß entließ, und kehrte heiter und mit siegesgewissen Zukunftsgedanken in das Hôtel zum weißen Löwen zurück. —

Der Prior von San Giovanni e Paolo hielt Wort. Einige Stunden später erschien ein Mönch im Gasthof des Signor Montardo und verlangte den fremden Kaufherrn zu sprechen, um noch einmal wegen der Reliquien mit ihm zu unterhandeln. Cocceji erkannte in dem frommen Mönch, der ihm die Briefe des Priors übergab, den würdigen Pater Anselmo, den Besieger des Pater Guardian.

Wollt Ihr mir einen Gefallen erzeigen, ehrwürdiger Vater? fragte er, und als der Mönch sich freundlich dazu bereit erklärte, fuhr er fort: so sagt mir, wer von Euch vorher in der großen Schlacht Sieger geblieben ist?

Ein Ausdruck stolzer Freude blitzte in Pater Anselmo's Augen auf. Die Prussiani sind Sieger geblieben, sagte er, und ich denke, die Theresiani werden es nicht wieder wagen mit uns Streit anzufangen, denn vier ihrer Mönche liegen mit zerschlagenen Nasen in ihren Zellen und der Pater Guardian wird die ersten Wochen nicht fähig sein, wieder seinen Spionirdienst zu vertreten. Er ist ganz zerschlagen und steif, und sein Mund ist um einige Zähne ärmer geworden. Möge es so allen Feinden des großen Friedrich ergehen, und möge Gott dem

---

halten haben, oder die frommen Väter haben selber geplaudert, denn dieser Kampf ist kein Geheimniß geblieben, sondern ist aufgezeichnet worden in den Büchern der Geschichte. Am ausführlichsten erzählt Archenholtz von diesem Kampf, den die frommen Klosterbrüder mit Tellern, Schüsseln und Bechern zu Ehren der Maria Theresia und des Königs von Preußen geführt haben. Siehe: von Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. I. S. 241.

preußischen König und allen seinen Freunden hülfreich und gnädig sein!

Er grüßte den Baron mit dem Zeichen des Kreuzes, und entfernte sich, um in sein frommes Kloster, das sich eben jetzt in einen Janustempel verwandelt zu haben schien, zurückzukehren.

Der Baron von Cocceji aber, eingedenk der Ermahnungen des Priors, beeilte sich, seine Abreise von Venedig zu beschleunigen, und schon am anderen Morgen befand er sich wieder auf der Landstraße, die gen Turin führt.*)

---

*) Diese diplomatische Sendung, mit welcher der König seinen Flügeladjutanten Baron von Cocceji betraut hatte, mißglückte indessen an der Zaghaftigkeit des Königs von Sardinien, und seiner Umgebung. Obschon der englische Gesandte in Preußen, Sir Mitchell dem Herrn von Cocceji auch ein sehr warmes Empfehlungsschreiben an den englischen Gesandten Lord Mackenzie mitgegeben hatte, in welchem er demselben den Plan des unter der Maske eines sächsischen Kaufmanns reisenden preußischen Diplomaten mittheilte und auf das Wärmste empfahl, so wollte doch Lord Mackenzie, der zu den Gegnern des Königs gehörte, diesen Plan nicht unterstützen, und er scheiterte, wie gesagt, außerdem an der Zaghaftigkeit des Königs von Sardinien. Derselbe verwarf die kühnen Vorschläge Friedrichs ganz und gar, indem er zu seiner Rechtfertigung sagte: „er habe seit der Verbindung der beiden Mächte Frankreich und Oesterreich den Kopf gleichsam in einer Zange stecken, die sich immer zuzumachen, und ihn zu zerquetschen drohe." — Nicht glücklicher war der Baron von Cocceji mit seinen Vorschlägen in Neapel, und mußte also gänzlich unverrichteter Sache nach vielen vergeblichen Anstrengungen wieder heimkehren. (Dutens: Memoiren eines Gereiseten, der ausruht. Aus dem Franz. übersetzt von Joh. Friedrich von Meyer. Kapitel 97. S. 131.)

IV.

Die Heimkehr von der Armee.

Es war ein sonniger, warmer Sommertag, einer jener Tage, welche das Herz mit Andacht und die Augen mit Thränen der Freude und der Rührung füllen. In den Städten freilich giebt es solche Tage nicht, und wer sie genießen will, der muß hinausziehen auf's Land, der muß sie aufsuchen in den friedlichen Thälern, den duftenden Wäldern, deren Schweigen nur von dem Rauschen der Bäume und dem Gesang der Vögel unterbrochen wird. Wer die heilige Sabbathstille eines schönen Sommertages genießen will, der muß das beredte Schweigen der Natur verstehen, und den süßen und erhabenen Geheimnissen, die sie aus dem Kelche der Blumen duftet, mit dem Wehen des Windes säuselt, mit dem Rauschen der Bäume flüstert, und mit dem Schmettern der Vögel singt, zu lauschen wissen.

Wenige können das, Wenige mögen das, Wenigen hat Gott die Augen des Herzens so weit geöffnet, daß sie sehen, was für die Meisten mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt ist, daß sie sehen die keusche und göttliche Schönheit der Natur, und die Märchen verstehen, welche sie erzählt. Es sind sanfte, idyllische Mährchen; nichts von dem Bücherstaub der Gelehrten, nichts von dem Stirnrunzeln der Politiker haftet daran. Die Landschaft erzählt von den Käfern, von den Rosen, von den tanzenden Elfen, den klagenden Grillen, den weinenden Wolken, den träumenden Veilchen und den tanzenden Irrlichtern.

Wohl Denen, welche auf diese Mährchen horchen

können, und welche die Noth des Lebens nicht mit ihren ernsten, mahnenden Worten zu sich ruft, denen der Donner der Kanonen und das Geschrei des Krieges nicht alle diese süßen und heiligen Lieder und Mährchen der Natur übertönt!

Der Krieg, der Alles zerstörende Krieg, hielt noch immer seine Brandfackel über das unglückliche Deutschland ausgestreckt, er verwüstete Städte und Dörfer, er nahm nicht nur blos den Menschen, sondern er nahm auch der Natur ihren Frieden! — Durch die sonst so stillen Thäler ertönte jetzt oft genug der Donner der Kanonen, der Acker blieb unbebaut, die Wiese ungemäht, denn es fehlte an arbeitskräftigen Händen, es fehlte an Männern und Jünglingen, und nur die Greise mit den Weibern waren daheim geblieben in den Dörfern, und unter ihren zitternden Händen wollte die Arbeit nicht rasch mehr gedeihen. Unglück und Noth, Sorge und Kummer war auf dem Lande, wie in den Städten, der Krieg hatte nicht blos den Menschen, sondern auch der Natur ihren Frieden genommen.

Auch in dem einst so friedlichen und glücklichen Dorfe Brünen am Rhein, unweit Cleve, war jetzt das Unglück heimisch geworden, saß die Sorge und der Gram mit den verwaisten Müttern, den verlassenen Bräuten, den schwachen Greisen, den als unbrauchbaren Krüppel wieder heimgekehrten Kriegern vor der Thür ihrer Hütten, und erzählte ihnen von den schweren Zeiten, die sie schon durchseufzt, von den noch schwereren, welche die Zukunft ihnen noch aufbehalten haben mochte, erzählte ihnen von den fernen Vätern, Söhnen und Männern, welche vielleicht jetzt schon mit zerschossenen Gliedern auf dem Schlachtfeld lagen, vielleicht schon hinabgesenkt waren in die blutgetränkte Erde.

Es war ein sonniger, warmer Sommertag, aber Niemand achtete darauf, denn ein neuer Gram belastete die Herzen der armen und unglücklichen Bewohner von Brünen, der Gram, nicht einmal mehr die Unterthanen dieses großen Heldenkönigs sein zu sollen, den sie Alle so sehr liebten, und unter dessen Fahnen ihre Väter und Söhne kämpften! — Die französische Armee, unter Anführung des Herzogs von Broglio und des Grafen von St. Germain, hatte den ganzen Niederrhein und den ganzen Cleveschen Kreis im Namen ihres Königs besetzt, und mit Beschlag belegt. Das ganze Clevesche Land war jetzt zu einer französischen Provinz erklärt, und wie unbestreitbare und berechtigte Besitzer hauseten die Franzosen in den deutschen Provinzen, deren Bewohner zähneknirschend, aber schweigend dem neuen Herrn sich fügen mußten, denn sie waren hülflos und verlassen, sie konnten nur heimlich in ihrem Herzen dem Preußenkönig die Treue bewahren, und mußten sich mit anscheinender Ergebung darin fügen, dem Franzosen die Steuern zu zahlen und ihn als ihren Herrn anzuerkennen.

Aber es war eine bittere und trostlose Nothwendigkeit! Niemand empfand das schmerzlicher als der alte Schäfer Buschmann, der Vater Karl Heinrich's! — Er saß wie damals, als wir ihn zuerst kennen lernten, am Abhang einer grünen Wiese, auf welcher seine Heerde weidete, die wie damals von dem vielgetreuen Phylax in strenger Zucht und Ordnung erhalten ward. Aber nicht, wie damals, war sein Auge klar und heiter, sondern trübe und sorgenvoll, und ein tiefer Gram sprach aus seinem alten, ehrwürdigen Angesicht.

Und er hatte Niemand, dem er seinen Gram

klagen, Niemand, der ihn trösten und erheitern konnte! Er war allein, ganz allein. Auch sein jüngster Sohn, auch Karl Heinrich, der wirkliche Karl Heinrich Buschmann, hatte ihn jetzt verlassen müssen! Die Werber des Königs waren vor einigen Monaten, als die Franzosen noch nicht die Provinz besetzt hatten, in's Dorf gekommen, und hatten von den armen Brünern ihre letzten streitbaren Männer, ihre letzten Söhne gefordert. Aber dies Mal hatten die Brüner nicht mehr freudig und bereitwillig dieser Forderung Genüge geleistet, und selbst der alte Buschmann hatte gewünscht, sich seinen Sohn, seinen Karl Heinrich zu erhalten. Hatte er doch sechs Söhne dem König in's Feld gestellt, und waren doch alle sechs den Heldentod auf dem Schlachtfeld gestorben. Karl Heinrich war sein letztes Kleinod, sein letztes Kind! An ihn klammerte sich das schmerzzerrissene Vaterherz mit allen zuckenden Fasern seiner Liebe an, um neue Lebenskraft, neuen Lebensmuth von ihm zu empfangen. Von ihm zu lassen, schien ihm jetzt bitterer als der Tod, und mit Schauern dachte er an die trostlose Einsamkeit, an die langen, kalten, schweigenden Winterabende, die ihn jetzt erwarteten, wenn Karl Heinrich ihm entrissen würde.

Deshalb, als der Werbeofficier in die Hütte des alten Buschmann trat, und Karl Heinrich aufforderte, als Soldat unter die Fahnen des Königs zu gehen, füllten sich die Augen des alten Mannes mit Thränen, und mit einer angstvollen Geberde, als fürchte er, der Sohn würde ihm jetzt schon entrissen, legte er seine beiden Hände auf Karl Heinrich's Arm.

Herr Hauptmann, sagte er mit bebender Stim-

me, Herr Hauptmann, ich habe dem König schon sechs Söhne geschickt, und sie sind Alle für ihn gestorben. Sagen Sie mir also aufrichtig, brennt es dem König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, so nehmen Sie meinen Sohn und mich auch dazu; brennt's ihn aber noch nicht, so lassen Sie mir meinen Sohn.*)

Der Officier lächelte und reichte dem alten Mann gerührt die Hand. Nun denn, sagte er, behaltet Eueren Sohn. Wenn Ihr schon sechs Söhne durch den Krieg verloren habt, so ist es billig, daß man Euch den siebenten läßt.

Der alte Buschmann stieß einen Freudenruf aus, und wollte den wiedergeschenkten Sohn umarmen. Aber Karl Heinrich wehrte ihn sanft zurück, und aus seinem Antlitz sprach eine Entschlossenheit und Energie, wie sein Vater sie lange nicht an ihm gesehen hatte.

Nein, Vater, sagte er, laß mich gehen, laß mich Soldat werden, wie meine sechs Brüder es gewesen sind. Ich hätt's schon vor vier Jahren thun sollen, damals, als man mich wieder zurückstellte und die Anna Sophie — laß mich Soldat werden, Vater, unterbrach er sich selbst. Alle jungen Männer aus dem Dorf gehen fort, und ich schäme mich, allein zurückzubleiben.

Der alte Mann senkte traurig sein Haupt. So gehe denn, mein Sohn, sagte er, und möge Gott Dich segnen!

Und Karl Heinrich war gegangen, nicht aus Begeisterung für das Soldatenleben, nicht aus Liebe zu seinem König, er war gegangen, weil er sich schämte, allein zurückzubleiben!

---

*) Thomas Abt. Vom Heldentode für das Vaterland. S. 33.

Jetzt also stand er schon mehrere Monate im Felde, und der alte Buschmann hatte immer noch keine Kunde von ihm erhalten. Aber die Nachricht von jüngst verlorenen Schlachten war in's Dorf gekommen, und man erzählte sich, daß der Erbprinz von Braunschweig, bei dessen Armeekorps Karl Heinrich stand, gegen die Franzosen unter dem Marquis von Castres eine Schlacht verloren habe.

Daran dachte der alte Schäfer Buschmann, als er heute an dem hellen, duftenden Sommermorgen am Rand der Wiese saß, nicht achtend der Schönheit der Natur, nicht achtend der glänzenden Sonne, die seinen kahlen Scheitel traf. Seine Gedanken waren fernab bei dem Sohn, und wenn er den Blick zum Himmel emporhob, geschah es nicht um seine glänzende Bläue, seine tiefe Unermeßlichkeit zu bewundern, sondern um Gott zu fragen, ob er ihm auch diesen letzten, diesen siebenten Sohn entrissen habe?

Aber nichts gab ihm Antwort auf diese so oft, so schmerzlich wiederholte Frage. Der Himmel schaute blau und glänzend wie vorher zu ihm nieder, die Landschaft hatte denselben lieblichen, sanften und heiteren Ausdruck, die Vögel schmetterten ihre Lieder fort, und jubelnd schwang die Lerche vom nahen Kornfeld sich in die Luft empor.

Diese heitere, ruhige Stille der Natur ängstigte den alten gramerfüllten Mann. Dies Schweigen kam ihm so öde, so trostlos vor, denn die Natur spricht nur zu Denen, welche ein Ohr haben zu hören, und wer ihr nicht ein ganzes Herz entgegen trägt, dem sagt sie nichts.

Der Greis erhob sich und schritt dem Dorfe zu. Er sehnte sich Menschen zu sehen, einen Blick der

Liebe, der Theilnahme von Menschen zu erhalten, die seinen Kummer verständen, die gleich ihm litten, gleich ihm bangten und zagten, und nicht ewig lächelten, ewig ihre Heiterkeit zur Schau trugen, wie die Natur!

Er ging also in's Dorf und überließ Phylax die Sorge, seine Heerde zu bewachen. Und wie wohl that es seinem Herzen, als er dahin schritt in die große Straße von Brünen, überall aus den Hütten freundlichen Zuruf und herzlichen Gruß zu empfangen. Wie fühlte er sich getröstet und glücklich, wenn hier und dort die Bauern (denn es war Mittagszeit, und sie waren alle daheim, um zu essen und auszuruhen von der Arbeit), aus ihren Hütten ihm entgegeneilten, und ihn dringend baten, zu ihnen einzutreten, sich an ihren Tisch zu setzen und mit ihnen zu essen, und es fast übel nahmen, wenn er es verweigerte, weil ja daheim sein Mittagsessen ihn erwartete, welches ihm jeden Tag vom Pächter des Dorf's geschickt ward.

Diese Menschen liebten ihn, sie hatten Mitleid mit seiner Einsamkeit, sie erzählten ihm von ihren eigenen Sorgen, ihren eigenen Befürchtungen, und indem er sie tröstete und ihnen Muth zusprach, fühlte er sich selber mehr erkräftigt, mehr befähigt zu hoffen und zu tragen, was Gott schicken möchte.

Und so erzählten sie sich von den fernen Söhnen und Freunden, deren Heimkehr sie Alle mit so viel Sehnsucht erwarteten, so klagten sie einander ihren Kummer, jetzt den übermüthigen Franzosen unterthan zu sein, und nicht mehr den großen Friedrich ihren König nennen zu sollen, und nicht mehr ihm ihr sauer erworbenes Geld zahlen zu dürfen, sondern es dem, den sie nur äußerlich ihren Herrn, im Herzen

aber ihren Feind nannten, es dem Franzosen geben zu müssen.

So laßt uns wenigstens zusammenhalten, in Liebe und Eintracht, sagte Vater Buschmann, laßt uns gemeinschaftlich tragen, was wir tragen müssen. Morgen ist Sonntag, und wenn wir am Morgen in der Kirche Gott unsere heimlichen und stillen Gebete, die wir Niemand außer Ihm dürfen hören lassen, zugeflüstert haben, dann wollen wir uns am Nachmittag Alle versammeln auf dem Platz unter der großeu Linde, und da wollen wir uns erzählen von vergangenen Zeiten, und von Denen, die nicht mehr sind. Wißt Ihr wohl, unter der großen Linde erfuhren wir des Königs ersten Sieg in diesem schrecklichen Krieg, unter der großen Linde las uns Anna Sophie Detzloff die Zeitungen vor, und wir jubelten über die Schlacht von Lowositz, und ich jubelte mit, und dankte Gott, obwohl mir diese Schlacht zwei meiner Söhne gekostet hatte. Aber sie waren den Heldentod gestorben, und ich durfte stolz sein auf ihren Tod, und Anna Sophie las uns aus den Zeitungen ihr Lob vor. Ach, wenn Anna Sophie noch lebte, dann hätte ich wenigstens eine Tochter, die —

Er konnte nicht weiter sprechen, die Rührung erstickte seine Worte. Er nickte den Freunden den Abschiedsgruß zu, und ging weiter, seinem einsamen, kleinen Hause zu.

Dort war für ihn schon der Tisch gedeckt, das kleine Mädchen, das der Pachter ihm zur Bedienung gegeben, und die Nachts auch in der Hütte des Greises schlafen mußte, kam soeben mit der Schüssel voll dampfender Speisen vom Pachthof daher.

Der Greis setzte sich nieder zu seinem einsamen

Mahl und verzehrte es ohne Freudigkeit und ohne Lust, er aß nur, weil sein Körper Nahrung begehrte, aber seine Gedanken waren nicht dabei, und er aß, ohne zu wissen, was er aß.

Aber mitten aus seinem Sinnen schreckte er empor; es war ihm, als sei ein Schatten an dem Fenster vorüber gekommen, als hätten zwei Augen, zwei liebe wohlbekannte Augen mit einem schnellen Blitz in's Zimmer hineingeleuchtet. — Der alte Mann ließ, wie von einem jähen Freudenschreck gelähmt, den Löffel sinken, und starrte nach der Thür hin. — Ja, die Klinke bewegte sich, die Thür ging auf, und in derselben erschien die schlanke Gestalt eines preußischen Soldaten.

Der Greis stieß einen Schrei aus, und streckte ihm seine beiden Arme entgegen. Oh, mein Sohn, mein geliebter Sohn, bist Du wieder da!

Ja, Vater, da bin ich wieder, und nun, will's Gott, werden wir uns nicht wieder trennen!

Und Karl Heinrich eilte in die geöffneten Arme seines Vaters und küßte ihn zärtlich, und drückte ihn fest und innig an sein Herz.

Dein Bild, Vater, hat mich wieder hierhergeführt, sagte Karl Heinrich, und wärst Du nicht gewesen, so würde ich nimmer wieder nach Brünen gekommen, sondern hinausgewandert sein in die Welt, von der ich mein Lebtag nicht geglaubt hätte, daß sie so groß und schön sei. Aber Deine alten lieben Augen schauten mich immer an, immer war's mir, als hörte ich Deine Stimme, welche mich rief, welche zu mir sagte: Karl Heinrich! Komm' nach Hause! Ich bin allein und sehne mich nach Dir! Karl Heinrich, komm' nach Hause! Und so kam ich denn und so bin ich da!

Und gelobt sei Gott, daß Du da bist! sagte sein Vater, die Hände faltend und mit dankbarem Blick zum Himmel emporschauend. Ach, wie gnädig und gut ist Gott doch gegen mich alten Mann, daß er mir den einzigen, den letzten Sohn, die Stütze meines Alters, die Freude meiner alten Augen, wiedergiebt! Denn nicht wahr, Karl Heinrich, jetzt gehst Du nimmer wieder hinaus? Du kommst nicht bloß auf Urlaub, sondern Du hast Deinen Abschied bekommen? Der König hat Friede gemacht, und dieser Krieg ist endlich zu Ende?

Die Augen des alten Hirten waren von Thränen der Freude umschleiert, er sah daher nicht, wie Karl Heinrich zusammenzuckte, und ein tiefes Roth über sein Antlitz dahinfuhr.

Nein, Vater, sagte er mit niedergeschlagenen Augen, ich verlasse Dich nun nimmermehr, ich bleibe nun bei Dir! Wir sind Alle wieder heimgekehrt, alle die Bursche, welche bei der letzten Aushebung unter die preußischen Fahnen mußten. Es wird nun wieder lustig und munter werden im Dorfe, und auch die Arbeit wird wieder rasch und kräftig befördert werden, denn es ist immer ein Unterschied, ob zwölf junge Bursche sie angreifen, oder nur die älteren Männer. Aber Noth that es auch, daß wir wiederkehrten, das haben wir gesehen, als wir auf unsere Aecker kamen. Das Korn ist überreif und müßte schon längst in Garben stehen. Nun, wir werden uns dranhalten, und die versäumte Arbeit bald wieder nachholen. Und morgen, Vater, morgen wollen wir dem ganzen Dorf einen lustigen Tag machen, die ganze Gegend soll's merken, daß die zwölf Bursche aus Brünen wieder da sind. Unterwegs ist uns ein Fiedler begegnet, den haben wir

gleich herbestellt zu morgen. Auf dem Platz unter der großen Linde soll er uns aufspielen, und da wollen wir unsere Väter und Mütter, unsere Bräute und Schwestern einladen, und da soll getanzt und gesungen, gegessen und getrunken werden, und wir wollen Euch Alle freihalten und Ihr sollt Alle unsere Gäste sein!

Nun, wie sich das trifft, sagte der alte Schäfer mit einem glückseligen Lächeln. Wir hatten uns Alle schon vorgenommen, morgen Nachmittag unter der großen Linde zusammenzukommen, wir Väter und Greise. Wir wollten da beieinander sitzen, um uns unser gemeinschaftlich Leid zu klagen, uns von den Söhnen zu erzählen und einander zu trösten. Jetzt freilich wird's besser kommen, und soll getanzt und gesungen werden, und wer weiß, ob wir Alten in der Freude unseres Herzens nicht selber noch einen Zweitritt riskiren.

Ich fordere Dich auf, Vater! rief Karl Heinrich lachend, wahrhaftig, ich fordere Dich auf, und Du darfst mir keinen Korb geben!

Ich thu's auch nicht, mein Junge, ich thu's auch nicht. Die Freude hat mich wieder jung gemacht, und wenn's der Phylax, der alte Griesbart, nicht übel nimmt, denn Du weißt, er ist immer eifersüchtig auf Dich, wenn er's erlaubt, so tanze ich mit Dir, und das ganze Dorf wird Dich beneiden um Deine schmucke und flinke junge Tänzerin.

Wie vergnügt der Alte jetzt lachte, wie wenig dieses sonnenhelle, glückstrahlende Gesicht dem trüben und umdüsterten Greisenantlitz von vorhin glich!

Aber jetzt, mein Sohn, sagte er dann, wieder ernsthaft werdend, jetzt erzähle mir von unserem König und wie's kommt, daß er auf einmal Frieden

gemacht, und ob er dabei gewonnen, oder verloren hat?

Von unserem König weiß ich nichts zu erzählen, sagte Karl Heinrich ausweichend. Ich bin ja nicht in seiner Nähe gewesen, sondern bei dem Armeecorps des Herzogs von Braunschweig.

Ich weiß wohl, mein Sohn. Aber der Herzog wird doch natürlich nicht eher Frieden machen, bis der König es ihm erlaubt und es auch thut.

Ah, Vater, sie werden den König von Preußen schon zwingen, Friede zu machen, rief Karl Heinrich nachlässig, und was den Herzog Ferdinand von Braunschweig anbetrifft, so hat er jetzt die Belagerung von Wesel nicht allein aufgegeben, sondern hat sich mit seinem Armeecorps nach Westphalen zurückgezogen, während die Franzosen jetzt Herren des ganzen Niederrheins sind und es hoffentlich auch bleiben werden.

Hoffentlich? fragte sein Vater mit erstauntem Gesicht.

Nun ja, Vater, der Franzose ist ja jetzt und vielleicht für immer Herr des Cleve'schen Landes, und als seine Unterthanen müssen wir ihm doch Glück und Gedeihen wünschen, und hoffen, daß er gegen den König von Preußen Sieger bleiben möge.

Was redest Du da, mein Sohn! fragte der Alte mit ganz verwirrten Blicken. Aber freilich, Du hast Recht, die Franzosen sind jetzt unsere Herren, und da unser König jetzt Frieden mit Frankreich geschlossen hat, so trifft uns am Ende das Unglück, daß wir französische Unterthanen bleiben. Aber das wolle der liebe Gott nicht! Es wäre doch traurig und fürchterlich, wenn wir nicht mehr den Stolz haben sollten, den großen Heldenkönig *unseren* König

nennen zu dürfen, und wenn wir vielleicht einst sogar es erleben müßten, daß unsere Söhne als französische Soldaten gegen ihren König in's Feld rücken müßten. Denke Dir doch, Karl Heinrich, sie würden Dir ja nicht einmal mehr erlauben, an Sonntagen Deine hübsche preußische Uniform da anzulegen, und das wäre doch wahrhaftig ein Jammer, denn sie steht Dir prächtig und ist noch so gut wie neu. Aber wie geht es zu, mein Sohn, daß man Dir die Uniform gelassen hat, da sie doch sonst immer den verabschiedeten Soldaten abgenommen, und in den königlichen Kleidermagazinen aufbewahrt wird.

Wir sind alle Zwölf in unserer preußischen Uniform in's Dorf gekommen, sagte Karl Heinrich, aber es versteht sich von selbst, daß wir sie gleich heute ausziehen werden.

Warum denn gleich heute?

Nun, weil wir ja französische Unterthanen sind, und weil's sich doch für die nimmermehr ziemt, die Uniform des Feindes, des Königs von Preußen zu tragen. Das ist ja auch der Grund, warum wir zwölfe wieder heimgekehrt sind. Da wir erfuhren, daß das Clevesche Land jetzt französisch geworden, so waren wir nicht mehr Unterthanen des Königs von Preußen, und durften nicht mehr unter seinen Fahnen gegen den Franzosen fechten, dessen Unterthanen wir geworden. Das überlegten wir uns wohl, und wir bedachten, wie sehr es Euch Allen hier in Brünen bei dem neuen Herrn schaden könnte, wenn es hieße, daß Euere Söhne noch bei der Armee des Königs von Preußen ständen. Deshalb zumeist beschlossen wir heimzukehren, und so verließen wir denn gestern Morgen das Regiment, bei

dem wir standen, und das eben nach Minden abmarschirte, so wanderten wir den ganzen Tag und die halbe Nacht, schliefen ein paar Stunden in einem Walde und wanderten dann bei Sonnenaufgang weiter, bis wir hier ankamen. Und jetzt, Vater, da wir uns begrüßt haben, und Du Alles weißt, jetzt will ich zuerst auf meine Kammer gehen, und die Uniform ausziehen, und mich wieder in einen Bauerburschen verwandeln.

Er wollte sich rasch entfernen, denn der starre, entsetzte Blick, mit welchem der Alte ihn ansah, ängstigte ihn und war ihm unbequem. Aber sein Vater legte seine Hand mit so kräftigem Druck auf seinen Arm, daß er wohl da bleiben mußte.

Sage, daß Du Spaß gemacht hast, Karl Heinrich, rief der Greis mit hastigem, aufgeregtem Ton, denn es ist ja nicht möglich, nein, nicht möglich, daß mein Sohn, der Bruder meiner sechs Heldensöhne, so sprechen könnte! Nicht wahr, Karl Heinrich, das war nur ein Spaß, Du wolltest Deinen alten Vater nur necken. Es ist nicht wahr, daß Du die Fahnen unseres Königs verlassen hast, es ist nicht wahr, daß Du gekommen bist, weil jetzt der Franzose das Clevesche Land besetzt hält, und uns zwingt, ihm unsere Steuern zu-zahlen, es ist nicht wahr, daß Du die preußische Uniform ausziehen willst, ohne von Deinem Regiment entlassen oder verabschiedet zu sein. Mach' dem Spaß ein Ende, Karl Heinrich, zeig' mir schnell den Entlassungsschein, den jeder ehrliche Soldat bekommt, wenn er aus dem Kriegsdienst ausscheidet. Hörst Du, Karl Heinrich, schnell zeige mir den Entlassungsschein!

Er streckte seinem Sohn die dürre zitternde Rechte entgegen, während seine linke Hand noch immer mit

gewichtiger Kraft auf Karl Heinrichs Arm ruhte und ihn festhielt.

Vater, sagte Karl Heinrich finster, ich habe keinen Entlassungsschein. Es ist so, wie ich Dir sage, wir haben die preußische Armee verlassen, weil wir jetzt nicht mehr Unterthanen des Königs von Preußen sind, und also nicht mehr nöthig haben, im Kriegsdienst zu stehen, sondern wieder Bauernbursche sein durften.

Du lügst, Du lügst! rief sein Vater, Du bist kein Deserteur, es ist nicht möglich, daß mein Sohn ein Deserteur sei!

Nein, Vater, ich bin auch kein Deserteur, rief sein Sohn fast trotzig, indem er ungestüm seinen Arm von der Hand seines Vaters befreite, ich bin kein Deserteur, sondern ich habe nur redlich meine Pflicht gethan als Unterthan des Königs von Frankreich, ich habe die Fahnen des Feindes verlassen, und bin jetzt da, ganz bereit und willig, meinem neuen Herrn als treuer Unterthan zu gehorchen. Das ist Alles, was ich zu sagen weiß, Vater, und ich denke, wenn Du's Dir überlegst, so wirst Du einsehen, daß ich Recht habe, und wirst es zufrieden sein, daß ich die preußische Uniform ausziehe, um wieder bei Dir zu bleiben!

Er wartete die Antwort seines Vaters nicht ab, sondern verließ hastig, und als fürchte er noch einmal von dem Alten zurückgehalten zu werden, das Zimmer.

Der Greis erhob sich, um ihm nachzueilen, aber seine Füße versagten ihm den Dienst. Mit einem lauten Aechzen sank er auf seinen Sessel zurück, und indem heiße Thränenströme seinen Augen entstürzten, murmelte er leise: oh, mein Gott, mein

Sohn ist ein Deserteur? Warum lässest Du mich diese Schmach erleben, mein Gott, warum hast Du meine alten Augen nicht geschlossen, damit sie die Schande nicht zu sehen brauchten!

V.

Die tapferen Väter und die feigen Söhne.

Es läutete zur Messe; weithin durch das Dorf Brünen schallte die helle Glocke der Dorfkirche, und rief die frommen Bewohner zur Sonntagsfeier in den Tempel des Herrn. Ueberall öffneten sich die Thüren der Hütten, und die Frauen und Männer traten in ihrem Sonntagsstaat, mit dem Gebetbuch in der Hand, auf die Straßen, um in feierlicher Stille den Weg nach der Kirche einzuschlagen. Ihnen folgten ihre Kinder, die jungen, erwachsenen Mädchen mit züchtig niergeschlagenen Augen, mit andächtiger Geberde, die Knaben mit hellen, fröhlichen Blicken um sich schauend, und ganz stolz in dem Gedanken, schon groß genug zu sein, um zur Kirche gehen zu können.

Die Glocke läutete noch immerfort. Von dem fernen Pachthof kamen die Knechte und Mägde, je Zwei und Zwei hintereinander, die breite Kastanienallee herunter und begrüßten hier und dort die ihnen begegnenden Kirchengänger, und gingen in leise geflüstertem Gespräch mit ihnen weiter. Dann blieben sie Alle noch ein wenig auf dem Platz unter der

großen Linde stehen, um zu warten, bis die Glocke ausgetönt habe, bis die Kirchenpforte dort drüben sich öffnen, bis der Herr Pfarrer mit dem Sacristan und den vier Chorknaben kommen würde. Erst wenn dieser in die Kirche gegangen, durften auch sie in das Gotteshaus eintreten.

Es war ein buntes Gewimmel auf dem Platz unter der großen Linde, alle Bewohner des Dorfes, so schien es, waren dort versammelt, Alle hatten sie heute das Bedürfniß gefühlt, das Haus Gottes zu besuchen. Vielleicht wollten sie Gott danken für die glückliche Heimkehr der theuren Söhne, der Brüder und Geliebten, vielleicht bedurfte ihr übervolles Herz erst des Zwiegespräches mit Gott, ehe sie auch den Menschen ihre Freude aussprechen, und diejenigen von Herzen willkommen heißen konnten, für die sie erst Gottes Segen erflehen wollten.

Da standen sie unter der Linde, die zwölf heimgekehrten Bursche, da standen sie in ihrem schönsten Sonntagsstaat. Aber warum standen sie so allein? Warum hatte man einen so großen Raum zwischen ihnen und den übrigen Kirchgängern frei gelassen? Warum mieden es die Männer, den Blicken der Bursche zu begegnen, warum wichen die Mädchen scheu zurück, und anworteten nicht, wenn Einer von den Burschen sich ihnen nahte und sie anzureden versuchte? Warum flüsterten sie Alle untereinander und zeigten mit Fingern nach den Burschen hin, und wandten ihnen den Rücken, wenn sie zu ihnen treten wollten?

Lassen wir sie doch in Ruhe, flüsterte einer der Bursche den Uebrigen zu. Heute Nachmittag, wenn die Fiedel tönt, und der Wein und Kuchen duftet, werden sie schon freundlicher werden!

Aber da ist mein Vater! Dem muß ich entgegen gehen! sagte Karl Heinrich, indem er vorwärts eilte dem Greise entgegen, der eben auf den Platz gekommen war.

Jedermann wich dem Karl Heinrich aus, und wie er jetzt seinem Vater gegenüberstand, befanden sich Beide, wie die Schauspieler auf der Bühne, allein inmitten der Zuschauer, die in athemloser Erwartung, mit neugierigen Blicken sie anstarrten.

Guten Morgen, Vater, sagte Karl Heinrich mit erzwungener Fröhlichkeit, indem er seinem Vater die Hand entgegenstreckte. Hast heute lange geschlafen, und bist gestern doch so früh zu Bette gegangen, daß ich Dich weder gestern noch heute, seit unserer ersten Begrüßung, wieder sehen und sprechen konnte. Guten Morgen also, Vater!

Der Greis sah ihn ruhig an, aber er legte seine Hand nicht in die dargereichte Hand des Sohnes, und wollte an ihm vorübergehen.

Vater, fuhr Karl Heinrich fort, Du mußt ermüdet sein, denn unsere Hütte liegt am Ende des Dorfes, und das ist ein weiter Weg für Deine alten Beine. Stütze Dich also auf mich, mein Vater, und erlaube, daß Dein Sohn Dich in die Kirche führt.

Er streckte seine Hand aus, um den Arm des Greises zu stützen, aber der alte Buschmann wehrte sie ruhig zurück und schritt vorwärts, an dem Sohn vorbei, ohne ihn nur anzusehen, ohne nur ein Wort an ihn gerichtet zu haben.

Karl Heinrich stürzte ihm nach. Vater, rief er, hörst Du mich nicht, kannst Du —

Der Alte schien ihn wirklich nicht zu hören, denn er ging mit ruhigem, unbewegtem Gesicht weiter,

er ging gerade auf den Dorfschulzen zu, der ihm rasch einige Schritte entgegentrat.

Freund, sagte der alte Buschmann mit lauter, fester Stimme, ich bin ermüdet vom weiten Weg. Wollt Ihr mir nicht Eueren Arm geben, daß ich mich darauf stützen kann?

Er lehnte sich fest, fest auf den dargereichten Arm und schritt rasch vorwärts. Jedermann hatte seine Worte gehört, aber Niemand außer dem Schulzen sah die zwei Thränen in seinen Augen, die jetzt langsam über die eingefallenen, bleichen Wangen des Greises niederrollten.

Ihr seid sehr hart gewesen, Vater! flüsterte der Schulze, wie sie rasch vorwärts schritten.

Seid Ihr milder gewesen? fragte der Greis mit zitternder Stimme. Stand Euer Sohn nicht auch da unter den zwölf Burschen, ohne daß Ihr ihn ansaht, oder zu ihm sprachet?

Er hat die Nacht nicht in meinem Hause geschlafen, ich habe ihn fort gewiesen, sagte der Schulze düster.

Ach, ach, seufzte der Greis, welch' ein bitterer Kummer ist dies! Und wie grenzenlos lieben wir unsere Kinder, just wenn sie uns am meisten betrüben! Aber es muß sein, Freund, wir können und dürfen nicht anders handeln. Laßt uns in die Kirche gehen, um Gott zu bitten, daß er uns Kraft gebe zu thun, was wir thun müssen!

An dem Arm des Dorfschulzen trat der Greis in das Kirchhofsthor ein, während von der anderen Seite des Kirchhofs soeben der Geistliche, gefolgt von dem Sacristan und den beiden Chorknaben, daherkam.

Ach, seht nur, flüsterte der Schulze. Unser alter,

guter Herr Pfarrer kommt heute nicht selbst den Gottesdienst zu halten, er sendet uns seinen Adjunctus. Gewiß giebt's wieder eine schlimme Verordnung des Herrn Erzbischofs vorzulesen, und Ihr wißt wohl, das thut unser Herr Pfarrer nicht gern, denn er ist gut Preußisch gesinnt und liebt gleich uns den großen König.

Der junge Geistliche schritt mit lächelndem Gesicht gerade auf die beiden Männer zu, die jetzt in der Mitte des Kirchhofes angelangt waren, während die übrigen Dorfbewohner sich eben durch das Thor hereinbewegten.

Nun, meine guten Freunde, sagte der Geistliche mit salbungsvoller Freundlichkeit, indem er den beiden Männern die Hand reichte, ich bringe Euch meine besten Glückwünsche dar.

Wozu? fragten Beide erstaunt.

Nun, zu der großen Freude, die Euch gestern geworden. Denn was kann es für Euch Väter für eine größere Freude geben, als wenn Euere Söhne aus dem Getümmel der Schlacht gesund und unverletzt zurückkehrten. Euere Söhne sind heimgekehrt! In treuer Pflichterfüllung gegen ihren neuen Herrn, die rechtgläubige, katholische Majestät von Frankreich, haben sie die Fahnen des Ketzerkönigs verlassen, seine Uniform ausgezogen, um wieder als einfache, schlichte Bauern ihren Vätern bei der Arbeit zur Seite zu stehen! Ach, da sind sie ja, diese edlen braven Bursche, da treten sie eben in das Thor ein! Kommt her, meine jungen Freunde, daß ich Euch das Lob der Kirche bringe, für Euere entschlossene Pflichterfüllung.

Er streckte den Burschen, welche eben mit düsteren, verlegenen Gesichtern den Kirchhof betraten,

beide Hände entgegen, und sie folgten seinem Ruf um so bereitwilliger, als er zu ihnen den ersten Willkommensgruß, die ersten freundlichen Worte, die sie seit ihrer Rückkehr vernommen, gesprochen hatte.

Aber so wie die jungen Bursche sich dem Geistlichen näherten, traten die übrigen Männer zurück und gingen, gefolgt von ihren Weibern und Kindern, hastig in die Kirche.

Ihr sollt sehen, Vater, flüsterte der Schulze, als sie sich nebeneinander in dem Kirchstuhl niederließen, Ihr sollt sehen, daß es heute eine Botschaft giebt! Wenn der Herr Adjunctus so vergnügt und freundlich ist, dann ist's immer nicht richtig, dann gilt's immer einen schlechten Streich gegen den König Friedrich auszuführen, und darum ist auch der Herr Pfarrer nicht hier! —

Der Dorfschulze hatte richtig prophezeiht, der Herr Adjunctus hatte wirklich einen Streich gegen den König zu führen. Nachdem der Gottesdienst beendet war, und die Gemeinde sich anschickte die Kirche zu verlassen, betrat er noch einmal die Kanzel, und forderte die Gemeinde auf noch zu verweilen, und anzuhören, was er ihnen im Namen ihres obersten Kirchenherrn, des Erzbischofs von Köln, Herrn Klemens August, Herzog von und in Baiern, weiteres zu melden und vorzutragen habe! — Der hochehrwürdige Erzbischof Eminenz Herzogliche Gnaden, sagte er, entbietet Euch, seinen lieben, getreuen Kindern, der hochheiligen Kirche Segen und Gruß, und also lauten seine Worte: „Wir Klemens August, Erzbischof von Köln, entbieten und befehlen unsern Kindern in Christo, daß sie treu sein sollen ihrer

neuen Regierung, und ihrem neuen Herrn, dem König Ludwig dem Funfzehnten von Frankreich, der Apostolischen Majestät, welche das Schwert des Herrn unserer Kirche in die gesegnete Hand genommen hat, um den Feind der Kirche, den abtrünnigen Ketzerfürsten, welcher sich eigenmächtiger Weise König von Preußen nennt, zu züchtigen und zu strafen. Der Zorn Gottes ist wider ihn und wird diesen Uebermüthigen zerschmettern, diesen Spötter des Herrn zermalmen. Wehe also Denen, welche die Stimme Gottes nicht hören wollen, und in toller Verblendung dem Ketzerfürsten anhangen. Wehe Euch Allen, wenn Ihr in der Verblendung Eures Herzens ihm noch anhangen wollt in Liebe und Treue. Ihr seid Euerer Unterthanenpflicht gegen ihn entbunden, und die Kirche giebt Euch ihren Segen dazu. Ich als Euer vom heiligen Papst zu Rom Euch eingesetzter Oberhirte und Herr gebiete Euch daher: Seid treu Euerem neuen Herrn! Bittet Gott, daß er seine Waffen segnen, und ihnen auch hinfürder noch den Sieg verleihen möge über den gottlosen Feind! Wer aber von Euch diesem Gebot zuwider handelt, den wird mein Zorn treffen, und meine Strafe ereilen. Wer es wagt, dem Ketzerkönig anzuhangen, der ist selber ein Ketzer, ein Abtrünniger der Kirche! Hütet Euch also; schwere Strafe wird den ereilen, der Worte der Freude über den sogenannten Ruhm und die Größe Friedrichs des Zweiten zu äußern wagt, denn solche Freude wäre ein Hohn gegen die heilige Mutterkirche, welche ihn ausgestoßen hat. Wagt es also nicht, sich seiner Siege zu freuen, denn mein strafender Zorn ist bereit Euch zu treffen. Im Uebrigen bleiben wir Euer wohlgewogener Herr, und senden Euch, meinen

lieben Kindern in Christo, unseren gnädigen christlichen Gruß der Liebe.*) —

Mit düsteren Gesichtern, mit niedergeschlagenen Augen hatten die Männer diese Botschaft des fanatischen Erzbischofs von Köln angehört, nur die zwölf Bursche, welche bis dahin allein und abgesondert in dem Zwischengange gestanden, und nicht gewagt hatten, sich zu den Uebrigen in die Kirchstühle zu setzen, nur diese schauten jetzt keck und wohlgemuth um sich, und ihre triumphirenden Blicke schienen die Anderen zu fragen, ob sie jetzt einsähen, daß sie recht gehandelt, und daß sie ganz recht gethan, zurückzukehren?

Mit wiedererwachtem Muth, mit stolzem Selbstgefühl verließen sie daher jetzt zu allererst die Kirche, und sich in zwei Reihen zu beiden Seiten der Kirchthüren aufstellend, so daß die aus der Kirche Kommenden durch dieselben hindurchpassiren mußten, baten sie, „ihre lieben Verwandten und Freunde" heute Nachmittag auf den Platz unter der großen

*) Herr Klemens August von Baiern, Erzbischof von Cöln, der in seinen Landen die Freude über Friedrichs Ruhm und Größe bei schwerer Strafe verbot, wie solches König Friedrich selbst erzählt: (Oeuvres posthumes Vol. VII. p. 346), mußte aber auch dafür „schwere Strafe" vom König hinnehmen, denn als Herzog Ferdinand von Braunschweig die Rheinlande bald darauf dem König wiedergenommen und die Franzosen vertrieben hatte, schrieb ihm der König: Comme aussi les Electeurs de Cologne et Palatin on fait voir dans tous les cours de la présente guerre une animosité déraisonnable et très déplacée contre moi et même contre le Roi d'Angleterre, en usant de tous les mauvais procédes contre nous, dont ils ont été capables, et qu'ils méritent bien de sentir à l'occasion présente notre ressentiment, je Vous prie bien, que dès que Vous serez approché des environs du Pays de Bergues et de celui de la domination de l'Electeur de Cologne, d'y détacher alors mes hussards et mes dragons pour rafler ces pays là. (Wagners Denkwürdigkeiten. Heft 6. S. 72.)

Linde zu kommen, wo sie zur Feier ihrer glücklichen Wiederkehr ein kleines Fest veranstalten wollten.

Wir werden kommen! erwiederten die Männer mit ernster, fast feierlicher Stimme. Wir werden kommen! sagten die Frauen mit traurigen, von Thränen umdüsterten Blicken, wie ihre Augen sich auf die lachenden, triumphirenden Gesichter ihrer Söhne richteten, und die jungen Mägde, welche die Bursche zum Tanz einluden, gingen schweigend, mit niedergeschlagenen Augen und schmerzlich aufseufzend, vorüber.

Nur der alte Buschmann erwiederte nichts auf die Einladung des Sohnes, nur er schlug nicht, wie alle die Uebrigen, den Weg nach dem Dorfe ein, sondern er wandte sich nach der Seite des Kirchhofs hin, wo das Grab seines Weibes sich befand. Auf ihren Grabhügel setzte er sich nieder, mit gefaltenen Händen, das Haupt zum Himmel empor gewandt, mit zitternden Lippen leise Worte flüsternd, und dann wieder zu tiefem Nachsinnen in sich selber versinkend. Zuweilen kam es aus seiner Brust hervor wie ein leises Schluchzen, und dann rannen die Thränen langsam und einzeln aus seinen Augen nieder, zuweilen rang er die Hände zu Gott empor, als wolle er ihm seinen Jammer klagen, und ihn um Gnade anflehen, dann wieder wischte er mit einer unwilligen Bewegung die Thränen aus seinen Augen, als zürne er über sich selber, daß er so weich gewesen.

So saß er lange, lange da, ringend mit seinem Schmerz und Gott bittend um Kraft, das Schwere zu vollbringen. So saß er viele Stunden einsam und schweigend, allein mit seinem Gott und seinem Kummer.

Das Nahen menschlicher Schritte weckte ihn aus seinem Sinnen, und er blickte empor. Vor ihm stand der Dorfschulze, und nickte ihm mit wehmüthigem Lächeln zu. Ich wußte wohl, daß ich Euch hier finden würde, Vater Buschmann, sagte er, und ich komme Euch abzuholen. Es ist Zeit! Wir sind Alle auf dem Platz versammelt und erwarten nur noch Euch!

So kommt denn! sagte der Greis entschlossen, indem er aufstand und mit einem letzten Liebesblick Abschied nahm von dem Grabe seines Weibes.

Diesmal hatte der alte Mann nicht nöthig, sich auf des Freundes Arm zu stützen. Sein Schritt war kräftig und männlich, seine Gestalt hoch aufgerichtet und ungebeugt, und von seinem ehrwürdigen Antlitz leuchtete eine tiefe Entschlossenheit und Energie.

So schritt er an der Seite des Dorfschulzen dahin, so trat er auf den Platz unter der großen Linde. Dort sah es jetzt heiter und lustig genug aus. Die jungen Bursche hatten die Mittagsstunden benutzt, um die Vorbereitungen zu ihrem Fest der Wiederkehr auf eine würdige Weise zu treffen. Sie waren in den Wald gegangen, und hatten dort von frischem Laubwerk dicke Guirlanden gewunden, die jetzt in zierlichen Festons von Baum zu Baum um den Platz rankten. Auch den Fußboden hatten sie mit Blumen und Blättern gar zierlich bestreut, und um die Bank unter der Linde zog sich eine zierliche Guirlande von schönen Feldblumen hin. An der einen Seite des Platzes waren mehrere Tische aufgestellt, auf denen Flaschen mit Wein und Bier, und Teller mit Brod und Kuchen aufgereiht waren, und unweit davon, auf einer großen mit Blumenguirlanden umrankten

Tonne, saß der Fiedler mit seiner Geige, und blickte stolz umher, wie ein König, der da weiß, daß er der Mittelpunkt und die Krone des Festes ist.

Und freilich, es war lange her, seit in dem Dorfe Brünen nicht mehr der lustige Klang einer Fiedel gehört war, lange her, seit man zuletzt nach ihren heiteren Melodien unter der großen Linde getanzt hatte. Es umstanden daher die kleinen Knaben und Mädchen den Thron des Fiedlers mit staunender Verwunderung und horchten entzückt auf die leisen vereinzelten Töne, die er dann und wann den Saiten entlockte. — Aber die erwachsenen Mägde standen fernab, und blickten nicht ein einziges Mal hinüber nach dem lockenden Fiedler, sondern bargen sich scheu hinter den Frauen und Müttern, die mit ernsten Mienen dastanden, und ihre Blicke auf die Gruppen der Männer gerichtet hielten, die dort drüben in erwartungsvoller Stille nebeneinander standen.

Diese Stille und dieses allgemeine bewegungslose Schweigen fing endlich doch an, die jungen Bursche, die Veranstalter des Festes, zu ängstigen. Sie hatten vergebens versucht, die Männer zu einem Gespräch zu veranlassen, man hatte ihnen auf ihre Fragen keine Antwort gegeben, und als sie sich dann an die Frauen und Mädchen gewandt, waren auch diese stumm und schweigsam geblieben. So hatten die jungen Männer sich dann auf die andere Seite des Platzes begeben, zu dem Fiedler und den Kindern. Aber als sie mit diesen zu schäkern und zu plaudern begannen, hörte man die ernsten Stimmen ihrer Mütter und Väter, welche die Kinder zu sich riefen, und ihnen befahlen, an ihrer Seite zu bleiben.

Die jungen Bursche sahen sich fragend und verwundert an. Ich bin nur neugierig, was daraus

endlich werden soll, und ob wir so bis zur Nacht hier umherstehen werden? brummte der Eine.

Es scheint, sie erwarten Jemand, flüsterte der Andere.

Sie erwarten meinen Vater, sagte Karl Heinrich. Und seht nur, da kommt er vom Kirchhof her. Der Dorfschulze hat ihn geholt.

Wie der Greis jetzt auf den Platz trat, gingen die Männer ihm entgegen, und führten ihn in feierlichem Schweigen nach der Bank unter der großen Linde hin, und hoben ihn auf dieselbe empor, daß er auf der Bank stehend die Häupter Aller überragte, und überall sein ehrwürdiges, bleiches, von spärlichem grauem Haar umflattertes Antlitz gesehen werden konnte.

Aller Augen wandten sich nach ihm hin, ein tiefes athemloses Schweigen trat ein. Der Greis hob seinen Arm empor, und winkte nach der Seite hin, wo die zwölf Bursche standen.

Karl Heinrich Buschmann, sagte er feierlich, komme her zu mir! Und als sein Sohn mit raschen Schritten zu ihm trat, fuhr er fort: Ich frage Dich im Namen Gottes, ist es wahr was Du mir gestern gesagt hast? Ist es wahr, daß Du Dich heimlich von den Fahnen Deines Königs, unseres Herrn, des Königs Friedrich von Preußen entfernt hast! Ist es wahr, daß Du in der preußischen Uniform heimlich Dein Regiment und die Fahne verlassen hast, zu der Du geschworen?

Es ist wahr, sagte Karl Heinrich, mit erzwungenem Trotz. Aber wir waren nicht blos berechtigt, sondern verpflichtet das zu thun, denn wir sind nicht mehr preußische Unterthanen, sondern die Unterthanen des Königs von Frankreich. Ihr habt Alle ge-

hört, was unser Herr Geistliche uns heute in der Kirche vorgelesen, und wie der Herr Erzbischof befohlen hat, daß wir unserem neuen Herrn sollen treu und gehorsam sein. Wir durften nicht mehr die preußische Uniform tragen, nicht mehr preußische Soldaten sein, und also kamen wir zurück in unser Dorf.

Ihr kamt zurück als ehrvergessene, treulose Soldaten, rief der Greis mit einem flammenden Zornesblick auf seinen Sohn. Ihr kamt zurück als schmachbeladene, elende Deserteure, Ihr kamt zurück zur Schande Eueres Dorfes, zur Schande Euerer Väter und Mütter, Euerer Brüder und Schwestern, Euerer Bräute und Freunde. Ihr kamt zurück, indem Ihr von den Fahnen desertirtet, von den Fahnen Eueres rechtmäßigen Königs, dem Ihr, wie wir Alle, den Eid der Treue geschworen, den Eid, welchen Gott empfangen, und den keines Menschen Wort von Euch nehmen kann! Männer von Brünen, wollen wir diese Schmach dulden, welche unsere Söhne auf uns bringen? Wollen wir es dulden, daß alle Welt mit Fingern auf uns zeigen und sagen kann: sie sind die Väter der Soldaten welche von ihrem Regiment entwichen, und ihrem König den Eid der Treue brachen?

Nein! riefen die Männer wie aus einem Munde, nein, wir wollen das nicht dulden, wir wollen keine Deserteure zu unseren Söhnen haben!

Der Greis nickte ihnen schweigend zu und wandte sein Haupt dann langsam nach der Seite hin, wo die Frauen und Mädchen standen.

Ihr Frauen und Jungfrauen von Brünen, wollt Ihr es dulden, daß Euere Söhne und Brüder mit Schmach und Schuld beladen unter Euch wandeln?

Wollt Ihr die Deserteure in Euerem Hause und an Euerem Tisch wieder aufnehmen, wollt Ihr den Deserteuren Euere Arme öffnen, und sie wieder Euere Söhne und Brüder nennen?

Nein, nein! riefen die Frauen und Mädchen wie aus einem Munde, nein, wir wollen das nicht dulden! Wir wollen die Deserteure nicht wieder in unserem Hause und an unserem Tisch aufnehmen. Unsere Söhne und Brüder sollen keine Deserteure sein!

Der Greis richtete sich höher auf, und wie von mächtiger Begeisterung erfaßt, hob er die Arme zum Himmel empor, und sein Antlitz leuchtete in heiliger Verklärung.

Sie sollen zurückkehren zu ihren Fahnen! rief er mit gebieterischer Stimme, sie sollen mit ihrem Blut die Schande von ihrer Stirn und von der unsrigen wieder fortwaschen, und wenn sie Gott dann erhält, und wenn sie ihre Ehre reingewaschen als tapfere Soldaten des Königs von Preußen, erst dann wollen wir sie wieder bei uns aufnehmen. erst dann sollen sie wieder unsere Söhne und in unserem Hause willkommen sein!

So soll es sein! riefen die Männer, und die Frauen und Mädchen sprachen und flüsterten es ihnen nach.

Der Greis stieg jetzt von der Bank hernieder, und schritt langsam vorwärts, langsam hinüber nach der Seite des Platzes, wo die zwölf jungen Männer mit erbleichtem Antlitz, mit entsetzten Blicken standen, und ihn angstvoll anstarrten.

Kehrt zurück, woher Ihr gekommen! rief der Greis, die Arme gegen sie ausstreckend. Kehrt zurück zu den Fahnen Eueres Königs! Wir wollen keine Deserteure unter uns dulden! Fort mit Euch!

Fort mit Euch! riefen die Männer, hinter dem Greise einherschreitend, die Arme gegen die Jünglinge ausstreckend. Wir wollen keine Deserteure unter uns dulden! Fort mit Euch!

Fort mit Euch! riefen die Frauen und Mädchen, hinter den Männern und zu ihrer Seite daherkommend. Fort mit Euch aus unserem Dorf!

Und die Kinder, angesteckt von diesem allgemeinen Ruf, schrieen mit schmetternder Stimme es nach: Fort mit Euch aus unserem Dorf!

Die Bursche standen anfangs wie gelähmt vor Entsetzen da. Mit weitaufgerissenen Augen starrten sie auf diese, aus zürnenden Gesichtern, aus blitzenden Augen, aus verwünschenden Lippen, aus erhobenen Armen zusammengesetzte Woge hin, die immer näher und näher kam, die sie zu verschlingen, zu zermalmen drohte, wie die auf einem einsamen Felsenriff Gestrandeten von der donnernden Woge verschlungen und zermalmt werden. Dann, wie von Grauen ergriffen, wandten sie sich, um zu entfliehen.

Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren! donnerte es hinter ihnen. Fort mit Euch! riefen und schrieen ihre Väter und Mütter, ihre Brüder und Schwestern, ihre Bräute und Freunde.

Dieser furchtbare Ruf traf ihre Ohren jetzt, wie der Donner des Weltgerichts. Mit todesbleichen Angesichtern, mit zitternden Knieen eilten sie vorwärts, die große Straße des Dorfes hinunter.

Aber hinter ihnen her kamen sie Alle, Alle. Hinter ihnen her, wie das Heulen des Sturmes ertönte es immer wieder: Fort mit Euch! Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Und weiter rannten sie, wie von Furien verfolgt, weiter, immer weiter die Straße hinunter. Aber sie

blieben immer hinter ihnen. Die zürnende, donnernde Woge wälzte sich ihnen nach.

Einmal nur wagte es Karl Heinrich, sich umzuschauen nach den Verfolgern. Es war ein fürchterlicher Anblick, diese Menge zürnender Gesichter mit den wuthblitzenden Augen zu sehen. Und allen Uebrigen voraneilend sah er seinen greisen Vater, mit leichenblassem Antlitz, das weiße Haar flatternd im Winde, die Arme drohend gegen ihn erhoben, und mit schmetternder Stimme rufend: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Karl Heinrich wandte sich ab, von tiefem Grauen ergriffen, ein Schrei des Entsetzens ertönte von seinen Lippen, und wie ein Wahnsinniger stürzte er vorwärts. Die Kameraden ihm nach, und hinter ihnen her das ganze Dorf, schreiend und brüllend: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Schon lag das Dorf hinter ihnen, aber immer weiter und weiter ging die wilde Jagd, immer weiter und weiter ging es in rasendem Lauf die Straße hinunter. Da gab es kein Ruhen und Stillstehen, kein Aufathmen und Schweigen. Sie mußten fliehen, vorwärts, immer vorwärts.

Jetzt hatten sie in ihrem Lauf die Grenze des Dorfes längst überschritten. Hinter ihnen war es stiller geworden. Sie wagten es, sich umzuschauen. Sie waren allein. Dort hinten aber, an dem Graben, der die Grenze des Dorfes Brünen bezeichnet, dort standen sie Alle, Alle, die Gesichter den Fliehenden zugewandt, und wie fernes Rabengekrächze tönte es durch die Luft: Fort mit Euch! Fort mit den Deserteuren!

Keuchend, mit schlotternden Knieen sanken die Bursche zusammen, mit hohlen Augen einander an-

starrend, sprachlos vor Wuth, Schmerz und Demüthigung. Aber in's Dorf wagten sie nicht mehr zurückzukehren, und so thaten sie denn, was man von ihnen verlangt hatte. Vielleicht um den Zorn der Ihrigen zu sühnen, vielleicht von eigener Reue ergriffen, kehrten sie zu ihrem Regiment zurück, um freiwillig ihre Schuld zu bekennen, und Vergebung zu erflehen und zu erhalten.

So straften die tapferen Väter des Dorfes Brünen ihre feigen Söhne, und jagten die Ehrvergessenen, die Treulosen, zu ihrer Pflicht zurück, vielleicht dem Tode in die Arme.*)

---

*) Zur Erinnerung an diese hochherzige That der Bewohner von Brünen ließ im Jahre 1791 der Generallieutenant von Schlieffen in der Kirche des Dorfes ein Denkmal errichten, das folgende Inschrift trägt:

Ehre sei den wackern Brünern.

Denn
als im siebenjährigen Kriege
die Franzosen das Cleve'sche einnahmen
und ausgeartete Söhne jener Rechtschaffenen
sich nicht schämten
Friedrich's Fahnen, bei welchen sie geschworen hatten,
schändlich zu verlassen
und rühmlichen Gefahren
treulos in der auch unter feindlichem Joche getreuen
Heimath ausweichen zu wollen
während ihre besseren Brüder für's Vaterland
als Helden fochten,
als Helden starben,
da fühlten die Hausväter, die Hausmütter Brünen's
nur die Größe des Schimpfes,

nur Eifer für den König,
nicht Liebe für solche Kinder,
und trieben die Feigen zum Dorfe hinaus.

* *
*

Unvergeßlich bleibe eine That,
Womit das Alterthum geprahlt haben würde.
Ihr weihete im Tempel des Orts diesen Stein zum
Denkmal
Schlieffen
als Befehlshaber von Wesel
1791
am Geburtstag Friedrich Wilhelms.

Bei dieser Gelegenheit hielt Schlieffen an die in ihrer Kirche versammelten Brüner folgende Anrede: Freunde! Dieses Denkmal heilige ich Euerer in einem vergangenen Kriege bewiesenen Vaterlandsliebe. Fahrt fort, es auch fernerhin zu verdienen, und lehret Euere Kinder das Gleiche zu thun. — Ihr aber, ehrwürdige Greise, die Ihr aus den damals für's Vaterland kämpfenden Helden Euerer Gemeinde noch lebend seid: Schabes, Hobdick, Thalmann, kommt, theuere Waffenbrüder, helft mir das Denkmal aufstellen und vergönnt von Eueren alten Führern auf der Bahn des Ruhm's, dem einzigen hier gegenwärtigen, dem von Spitael, mit uns Hand ans Werk legen. (Preuß: Friedrich der Große. Th. II. S. 318.)

VI.

Des Verräthers Verrath.

Der Graf Ranuzi war allein in seinem Zimmer. Er saß an seinem Schreibtisch und überlas noch einmal die beiden Briefe, die er soeben geschrieben, und dabei flog ein triumphirendes Lächeln über sein Antlitz hin.

Alles wird gut gehen, flüsterte er leise zu sich selber, wir werden dieses Magdeburg ohne einen Schwertstreich erobern, und dem König von Preußen seine beste Festung abgewinnen! Der Plan kann gar nicht mißglücken, denke ich, und es kommt nur darauf an, meinen Oberen und der Kaiserin zu beweisen, daß ich die Seele dieses Unternehmens war, daß ich diese ganze Intrigue geleitet habe. Oh, ich werde eines Tages doch noch mein Ziel erreichen! Ich werde die Stelle einnehmen, die mir gebührt, und als General unseres Ordens werde ich die ganze Welt beherrschen! In Magdeburg will ich mir den Generalstitel verdienen, dort will ich mir den Thron aufrichten, der dann die ganze Welt überragen und beherrschen soll! — Aber überlegen wir noch einmal, ob gewiß kein Rechenfehler in diesem Exempel unserer Herrlichkeit vorgekommen, ob Alles so zutreffen muß, wie ich es mir gedacht!

Ich habe mich zuerst mit dem kriegsgefangenen österreichischen Officier von Kimsky in Verbindung gesetzt, weil dieser mir den Vortheil bot, zugleich durch ihn Verbindungen in der Stadt und in der Citadelle Magdeburg anzuknüpfen. Kimsky mußte

auf meinen Befehl in der Stadt Freunde suchen, und sich mit den Officieren der Citadelle befreunden. Dann kam es vor allen Dingen darauf an, diesen uns gewonnenen Freunden ein Ziel anzudeuten, das ihnen unverfänglich und unverdächtig erscheinen, und ihnen einen wahren Plan verbergen möchte. Ich wählte also Trenck zum schützenden Schilde für meine Unternehmungen. Um ihm Vertrauen zu meinen Agenten einzuflößen wußte ich mir von der Prinzessin Amalie eine Art Beglaubigungsschreiben für Trenck zu verschaffen, und sie für meine Sache zu interessiren. Sie versah mich mit Geld und gab mir außer dem Brief an Trenck noch ein Empfehlungsschreiben an einen sicheren und zuverlässigen Freund in Magdeburg. Dadurch war ich meinem Ziel um ein Bedeutendes näher gekommen, und unter dem Vorwand, nur für Trenck zu agiren, agirte ich für mich, für meine Stelle als Jesuitengeneral, für meine Kaiserin, der ich eine Festung erobern wollte. Und meine Pläne sind Alle reüssirt. Trenck hat sich in Einvernehmen mit drei preußischen Officieren der Citadelle gesetzt. Diese, von Mitleid ergriffen mit der unseligen Lage des unglücklichen Gefangenen, wollen Alles daran setzen zur Errettung des Unglücklichen und haben sich deshalb in Beziehung mit Denen gesetzt, welche Trenck ihnen als seine Freunde bezeichnete. Dieses aber sind meine Agenten und Untergebenen, sie handeln für mich, indem sie für Trenck zu handeln scheinen; die preußischen Officiere ahnen nicht, daß, indem sie Trenck zu seiner Freiheit verhelfen, sie der Kaiserin von Oesterreich eine Festung erobern helfen! So aber ist es, so aber ist es! Es ist kein Rechenfehler in meinem Exempel, es wird reüssiren. Auf Trenck kann ich bauen, er ist ein Unterthan Maria Theresia's,

und der Durst nach Rache ist mächtig in ihm. Er wird Magdeburg für seine Kaiserin erobern. Aus der Tiefe eines unterirdischen Kerkers wird der Rächer hervorsteigen, den sich Gott auserſehen, um durch seine Hand den Uebermuth des Ketzerkönigs zu strafen und seine Macht zu brechen. — Es kommt also jetzt Alles darauf an, daß wir die Kunde von diesem Unternehmen nach Wien bringen, damit von dort aus dafür gesorgt werde, daß einige österreichische Regimenter zur rechten Zeit in der Gegend von Magdeburg lagern, und auf ein von uns gegebenes Zeichen die Stadt besetzen, damit der König von Preußen uns nicht durch Waffengewalt wieder abjage, was wir durch List erobert haben. Und zu allen diesen Dingen ist jetzt der günstigste Zeitpunkt gekommen. Denn Friedrich, der vielfach gedemüthigte, geschlagene König, ist weit von Magdeburg zurückgedrängt, er hat die Belagerung von Dresden aufgeben müssen, und österreichische Truppen lagern dort, wie russische Truppen bei Frankfurt. Auch die Franzosen sind nicht weit, und alle diese verschiedenen Armeen werden bereit sein, zu unserm Beistand herbeizueilen. Alles kommt darauf an, die Kunde von unserem Unternehmen sicher und ungefährdet nach Wien zu bringen. Aber dies freilich ist ein schwieriger Punkt. Am besten wär's ich ginge selber. Aber ich bin Kriegsgefangener, und bis nicht Magdeburg in unsere Gewalt gegeben, klirrt diese Kette an meinem Fuß. Es muß also ein anderer dorthin gesandt werden, ein vertrauter Bote, der Muth, Entschlossenheit und Todesverachtung besitzt. — Das habe ich in diesem Briefe hier dem Hauptmann von Kimsky geschrieben; er soll unter den dortigen Verschwornen einen solchen Mann ausfindig machen und ihm dann dieses kleine Blättchen,

das ich ihm sende, übergeben. Ach, wie harmlos und kindlich dieses Blättchen aussieht und doch würde es dem König von Preußen, wenn es in seine Hände fiele, eine schöne Festung und mehrere Millionen erhalten, denn die Kriegskasse ist von Dresden nach Magdeburg gebracht, und die wird auch unser werden. Ach, ach, wie viel der König von Preußen wohl zahlen möchte für diese zwei Zeilen Chiffreschrift, und wie er Denjenigen wohl belohnen möchte, der ihm den Schlüssel zu dieser Schrift brächte! — Diesen Schlüssel will ich wiederum durch einen anderen Boten nach Wien senden; dazu dient dieser zweite Brief hier! Damit wir aber ganz sicher gehen, und in jedem Fall, selbst wenn meine beiden Boten verunglückten, ungefährdet sind, habe ich Trenck veranlaßt, sich auch seinerseits nach Wien zu wenden, und dort um Beistand und Geld zu bitten. So muß er immer der Schild sein, welcher uns deckt, und hinter dem wir uns verschanzen! Mißglückt das ganze Unternehmen, so schieben wir es dem thörichten Tollkopf Trenck in die Schuhe, glückt es aber, so ist es mein Verdienst, und ich werde nicht säumen, meinen Lohn einzucassiren. Der General unseres Ordens ist alt, und sollte er dessenungeachtet noch lange leben wollen, so muß man der zähen Natur mit —

Er wagte nicht seinen Satz zu vollenden, aber ein wildes, dämonisches Lächeln flog über sein Antlitz hin, und ergänzte die Worte, welche seine Lippen nicht zu sprechen wagten. — Er stand auf und ging heftig und hochaufathmend einige Male auf und ab, ganz verloren in die ehrgeizigen Träume seiner Zukunft, zu deren Verwirklichung er als echter Jesuit kein Mittel scheute, eingedenk des Wahlspruchs seines Ordens: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

Er sah sich selbst mit dem bedeutungsvollen Ring an seiner Hand, mit diesem Ring, vor dem sich Könige oft genug gebeugt, und der für den Jesuitenorden das war, was die Krone für den König: das heilige Zeichen der Macht und Herrlichkeit, das unbestreitbare Zeichen einer unsichtbaren, die ganze Welt beherrschenden Gewalt! — Er sah sich mit diesem Ring am Finger daherschreiten, um Völker zu unterjochen, Throne zu zerbrechen und neue aufzurichten. — Aber plötzlich schreckte er empor aus diesen Träumereien, und erinnerte sich mit einem matten Lächeln wieder der Gegenwart.

Ah, sagte er aufathmend, man muß über die Träume einer herrlichen Zukunft nicht die Gegenwart aus den Augen verlieren, welche diese Zukunft vorbereiten soll! Und es sind wichtige Dinge, welche ich heute noch zu thun habe! Ich muß diese Briefe zu Marietta bringen, damit sie dieselben adressirt, und zur Post befördert, dann aber muß ich zur du Troussel gehen, und sie zu überreden suchen, daß sie mir die Erlaubniß erwirkt, auf einige Tage nach Magdeburg zum Besuch eines kranken Freundes reisen zu dürfen. Das wird freilich ein schwieriges Unternehmen sein, denn sie wird ungern in eine Trennung willigen, aber ich werde sie zu überreden wissen. Meine Worte besitzen viel Gewalt über sie, und einem verliebten Weibe ist es unmöglich, dem Gegenstand ihrer Zärtlichkeit etwas abzuschlagen. Ich werde also durch Madame du Troussel, der nahen und einflußreichen Verwandten des Herrn Kommandanten von Berlin, die Erlaubniß zu dieser Reise nach Magdeburg erhalten, und ebenso werde ich durch Marietta Tagliazuchi meine beiden wichtigen Briefe befördern!

Er lachte laut auf, als er dieser beiden Frauen gedachte, welche ihm Beide so zärtlich ergeben, Beide so gern bereit waren, sich von ihm täuschen zu lassen.

Indessen lieben mich doch Beide auf sehr verschiedene Weise, sagte er lachend, indem er seine Toilette ordnete und sich zum Ausgehen anschickte. Maria Tagliazuchi liebt mich mit der Demuth einer begeisterten Sclavin, Louise du Troussel mit der dankbaren Gluth einer alternden Coquette. Es wäre eine gute Aufgabe für einen Rechnenkünstler zu berechnen, welche Art dieser beiden Lieben schwerer in's Gewicht fällt! Jedenfalls ist Marietta's Liebe angenehmer und bequemer, weil sie demüthiger ist. Gleich einem treuen Hunde legt sie sich zu meinen Füßen nieder, und wenn ich sie von mir stoße, so kriecht sie immer wieder demüthig zu mir heran, und leckt die Füße, die sie traten! Fort, zu ihr, zu meiner zärtlichen Marietta!

Er steckte die beiden Briefe zu sich, nahm seinen Hut, und auf die Straße hinuntereilend schlug er den Weg zu Marietta's Wohnung ein.

Sie empfing ihn mit der gewohnten, leidenschaftlichen Gluth, sie war bered't wie immer in der Schilderung ihrer Zärtlichkeit. Sie klagte ihm, was sie gelitten durch diese ewig lange Trennung von ihm, und mit welcher entsetzensvollen Qual der Gedanke sie erfüllt habe, er möchte ihr ungetreu sein, und eine Andere lieben!

Ranuzi lachte. Immer noch das alte Lied, Marietta, sagte er, immer noch Zweifel und Mißtrauen? Dürstet die Tigerin immer noch nach meinem Blut, und möchte mein ungetreues Herz zerfleischen?

Sie kniete, wie sie das so oft zu thun pflegte, zu seinen Füßen, und ihre beiden Arme auf seine Kniee gestützt, das Haupt auf die gefalteten Hände gelehnt, blickte sie zu ihm empor.

Kannst Du mir schwören, daß Du mir treu bist? fragte sie mit einem seltsamen, scharfen Ton. Kannst Du mir schwören, daß Du kein Weib liebst außer mir?

Ja, das kann ich Dir schwören, sagte er lachend.

So thue es! rief sie ernst.

Sprich mir selber den Schwur vor, ich will ihn Dir nachsagen!

Sie sah ihm einige Minuten schweigend und fest in's Antlitz, und wunderbare Schatten zogen über ihr bewegliches Antlitz dahin. Ranuzi achtete nicht darauf, er war zu sorglos, zu siegesgewiß, um Zweifel und Mißtrauen zu hegen.

Höre den Schwur, sagte sie nach einer Pause. Ich, der Graf Carlo Ranuzi, schwöre, daß ich kein anderes Weib liebe, außer Marietta Tagliazuchi allein, ich schwöre, daß, seit ich sie liebe, meine Lippen den Mund keines anderen Weibes geküßt, keiner Anderen Worte der Liebe gesagt haben und nie sagen werden. Möge Gottes Zorn mich strafen, wenn mein Schwur eine Unwahrheit enthält!

Sie ließ die Worte dieses Schwurs langsam und einzeln von ihren Lippen fallen, und sah Ranuzi dabei mit starren glühenden Blicken an.

Keine Muskel seines Antlitzes zuckte, kein Zug desselben veränderte sich. Lächelnd und unbefangen sprach er ihr die Worte nach, dann neigte er sich zu ihr nieder und küßte ihr schwarzes glänzendes Haar. Thörin, sagte er heiter, bist Du nun zufrieden und beruhigt?

Ich bin zufrieden, denn Du hast geschworen, sagte sie, sich von ihren Knieen erhebend.

Du wirst also jetzt für immer beruhigt sein, Marietta?

Ja, für immer!

Nun denn, so laß uns jetzt einen Moment von Geschäften sprechen! Hier sind zwei wichtige Briefe, mein holdes Kind. Du siehst, wie grenzenlos meine Liebe zu Dir ist, denn ich vertraue Dir diese Briefe an, und bitte Dich, sie unter der gewohnten Adresse nach Magdeburg zu befördern. Du hast mein Herz, wie meine Geheimnisse in Deinen schönen Händen.

Er küßte ihre Hände, indem er ihr die Briefe übergab. Marietta zuckte leise zusammen und sah mit einem scheuen, entsetzten Blick auf die beiden Briefe hin.

Sie enthalten also gefährliche Geheimnisse? fragte sie.

Sehr gefährliche, mein holdes Kind.

Wenn man sie auffinge, wärst Du verloren, würde man Dich tödten? fragte sie mit einem kreischenden Aufschrei.

Ranuzi hörte in diesem Schrei nur die Angst ihrer zärtlichen Liebe. Allerdings wäre ich verloren und dem Tode verfallen, sagte er, wenn man diese Briefe entdeckte. Aber fürchte nichts, meine holde Marietta, man wird nichts entdecken, und Niemand wird auf den Einfall kommen, diese harmlosen Briefe, welche Du auf die Post trägst, und welche an Deine Freundin in Magdeburg adressirt sind, zu erbrechen. Zudem ahnt ja Niemand irgend eine nähere Verbindung zwischen uns. Wir haben das heilige Geheimniß unserer Liebe so sorgfältig gehü-

tet, wie die Priesterinnen der Vesta das heilige Feuer behüteten, und so wird es denn auch sicher und ungefährdet sein. Wenn Dein Gatte von seiner Reise nach Italien zurückkehrt, so wird ihm die böse Welt keine schlimmen Gerüchte von uns Beiden zu erzählen haben, und er wird dich als sein treues Weib in seine Arme schließen. Wann kommt er?

In drei Wochen erst erwarte ich ihn.

Ah, wir werden bis dahin noch manchen herrlichen stillen Abend genießen können, Marietta, und um so weniger mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich heute bald verlassen muß.

Du willst mich verlassen?

Ich muß, Marietta!

Und wohin gehst Du? fragte sie, ihm tief und starr in's Antlitz schauend.

Schon wieder eifersüchtig? fragte er lachend. Beruhige Dich, Marietta. Ich gehe zu keiner Frau, und dann, hast Du nicht meinen Schwur, und muß Dich der nicht ganz sicher machen?

Wohin gehst Du? wiederholte sie mit ihren scharfen, forschenden Blicken.

Ich gehe zu einer Zusammenkunft mit einigen Freunden, sagte er, und diese Zusammenkunft wird im Hause des Geistlichen der katholischen Kirche stattfinden. Bist du nun zufrieden, Marietta? Und fürchtest Du nun nicht mehr, daß irgens ein gefährliches Rendezvous mich von Dir ruft?

Ich fürchte nichts mehr, sagte sie lächelnd. Du hast mich über Alles beruhigt.

Dann, meine Geliebte, bitte ich Dich, mich gehen zu heißen, und mir zu befehlen, Dich zu verlassen, denn wenn Du's nicht befiehlst, so wird es mir unmöglich, obwohl ich weiß, daß ich gehen

muß! Aber nein, erst laß mich sehen, wie Du meine Briefe adressiren wirst!

Du sollst es sehen, sagte sie, zu ihrem Schreibtisch tretend und die Adressen schreibend. — Ranuzi nahm die Briefe und las die Aufschrift. Siehst Du, Marietta, sagte er dann, diese kleinen flüchtigen Schriftzeichen sind der Talisman, welcher mich behütet, und mein Geheimniß birgt. Und das danke ich Dir, meine Geliebte, Dir allein! Aber wirst Du nun das Werk Deiner Güte vollenden, und die Briefe sogleich zur Post tragen?

Ich werde es thun, Carlo, und sogleich.

Du schwörst es mir? fragte er scherzend. Schwörst es mir bei unserer Liebe?

Ich schwöre es Dir! Schwör's bei unserer Liebe!

Und nun lebewohl, Marietta, lebewohl für heute. Morgen schon hoffe ich Dich wiederzusehen.

Und er zog sie in seine Arme und küßte sie innig, und flüsterte ihr Worte der Liebe, der glühenden Zärtlichkeit in's Ohr, und merkte in seiner Ungeduld, fortzukommen, gar nicht darauf, daß sie kalt und stumm in seinen Armen lag. Dann nahm er seinen Hut und ihr noch einmal zärtlich zunickend, verließ er das Gemach.

Sie blieb mitten im Zimmer stehen, ihre Arme hingen schlaff an ihrer Gestalt hernieder, ihr Haupt war auf ihre Brust geneigt. So lauschte sie auf auf seine sich entfernenden Schritte, so horchte sie auf jede Stufe der Treppe, die er langsam hinunterstieg. Jetzt berührte er die letzte Stufe, jetzt war er auf dem kleinen Vorplatz, wenn er den überschritten, war er an der Hausthür! — Mit einem wilden Aufschrei stürzte sie jetzt aus dem Zimmer und eilte der Treppe zu.

Carlo, Carlo, warte noch einen Moment!

Er hatte eben die Hand auf die Klinke der Hausthür gelegt, jetzt blieb er stehen und schaute zurück. — Da kam sie, bleich, mit flammenden Augen, mit zitternden Lippen die Treppe hinuntergeflogen, da stürzte sie mit geöffneten Armen zu ihm hin und schloß ihn mit leidenschaftlicher Gluth in ihre Arme.

Lebewohl, mein Carlo, lebewohl, Du Geliebter meiner Seele! Licht meiner Augen, lebewohl!

Sie küßte seinen Mund, seine Augen, seine Hände, sie preßte ihn so fest an sich, daß er zu ersticken meinte; dann auf einmal stieß sie ihn von sich und sagte rauh und kalt: Geh'! Geh' fort!

Und ohne ihn nur noch einmal anzusehen, wandte sie sich um und eilte die Treppe hinauf, während Ranuzi kopfschüttelnd und lachend über die leidenschaftliche Thörin das Haus verließ.

VII.

Die Anklage.

Diesmal rief Marietta ihn nicht wieder zurück, schaute sie nicht, wie sie sonst zu thun pflegte, ihm von ihrem Fenster aus nach. Sie stand mitten in ihrem Zimmer, bleich, mit hochfliegendem Athem, mit blitzenden Augen, bewegungslos, mit gespannten Mienen, als horchte sie auf Etwas!

Worauf horchte sie? Vielleicht auf seinen, in der einsamen, stillen Straße verhallenden Schritt, vielleicht auf ihre Erinnerungen, die jetzt wie krächzende Todesvögel ihr Haupt umschwirrten und ihr gestorbenes Glück zu zerfleischen kamen! Vielleicht horchte sie auch auf diese flüsternden Stimmen, welche in ihrer Brust ertönten, und welche Ranuzi des Verrathes und der Treulosigkeit anklagten!

Und war er denn wirklich schuldig, hatte er wirklich ein todeswürdiges Verbrechen begangen? — Sie stand noch immer bewegungslos da, und horchte auf die flüsternden Stimmen in ihrer Brust.

Ich will es mir noch einmal überlegen, flüsterte sie, indem sie langsam durch das Zimmer schritt, und sich auf den Divan niedergleiten ließ. Ich will noch einmal über ihn zu Gericht sitzen, und mein Herz, welches in der Wuth seiner Schmerzen ihn immer noch liebt, mein Herz soll der Richter sein.

Und jetzt rief sie sich Alles noch einmal in's Gedächtniß zurück. Jetzt zog noch einmal wie ein goldener Sonnenstrahl ihre Jugendzeit an ihr vorüber, und die köstlichen, seligen Tage ihrer ersten unschuldsvollen Liebe. Jetzt erinnerte sie sich all' der Schmerzen, die sie um dieser Liebe willen erduldet, zu der sie immer wieder zurückgekehrt war, die sie nimmer in ihrem Herzen hatte ertödten können. Dann dachte sie daran, wie sie Ranuzi hier in Berlin wiedergesehen, wie ihre Herzen sich wiedergefunden, wie die alte Liebe wieder einem strahlenden Phönix glich, und sich aus der Asche der Vergangenheit erhoben habe, um ihnen beiden den Himmel oder die Hölle zu öffnen. Sie erinnerte sich mit einem zornigen Erbeben dieser glücklichen Tage ihrer wiedergefundenen Jugendliebe, sie wiederholte sich die

heißen Schwüre ewiger Liebe und Treue, welche Ranuzi ihr ungefordert dargebracht. Sie erinnerte sich, wie sie ihn gewarnt, wie sie ihm gesagt, daß sie seine Untreue und seinen Verrath rächen werde an ihm selber, und wie er sorglos dazu gelacht, und sie seine Tigerin, seine Anakonda genannt habe. — Dann dachte sie daran, wie sie allmählig das Erkalten seiner Liebe gefühlt, wie sie angstvoll umher geschaut, zu sehen, was ihn plötzlich so verändert habe! Sie hatte nichts entdecken können! Aber ein Zufall war ihr zu Hülfe gekommen, ein böser, tückischer Zufall. Da es seit dem Kriege in Berlin keine Oper mehr gab, und Marietta daher ganz unbeschäftigt war, hatte sie seit einiger Zeit angefangen, Gesangunterricht zu geben, vielleicht um sich zu zerstreuen, vielleicht, um ihre Einnahme zu vergrößern. Ihrem Geliebten aber hatte sie das sorgfältig verschwiegen, weil sie in der Uneigennützigkeit ihrer Liebe nicht wollte, daß er glauben möge, sie bedürfe des Geldes, und daß er ihr zu Hülfe kommen möchte. Eine ihrer ersten Schülerinnen war die Tochter der Madame du Troussel, die junge Camilla von Kleist gewesen, und bald waren Lehrerin und Schülerin näher befreundet geworden. Camilla, von ihrer Mutter immer noch in das Kinderzimmer und die Einsamkeit zurückgedrängt, hatte ihrer neuen Freundin die Leiden ihrer Häuslichkeit und die Langeweile, die sie zu erdulden habe, geklagt. Dann, von Marietta's Theilnahme und schmeichlerischer Freundschaft immer mehr hingerissen, hatte das junge Mädchen nicht gescheut, zu der Fremden über ihre eigene Mutter zu klagen. Sie hatte, in dem Bestreben sich als das interessante Opfer mütterlicher Tyrannei darzustellen, ihre eigene Mutter

schonungslos preisgegeben. Sie hatte der Madame Tagliazuchi erzählt, daß sie nur deshalb immer noch als ein Kind von ihrer Mutter behandelt würde, weil diese selber noch jung zu erscheinen wünsche, daß sie nur deshalb niemals in den Salon und bei den Abendgesellschaften erscheinen dürfe, weil ihre Mutter fürchte, ihre Tochter möge ihr ihre Anbeter und Liebhaber entführen. Und einmal so weit gekommen in ihren Confidenzen, hatte Camilla, die beklagenswerthe Tochter ihrer leichtsinnigen Mutter, sich nicht gescheut, ihrer Freundin von den Anbetern ihrer Mutter zu erzählen. Als den letzten, den gefährlichsten dieser Anbeter, als denjenigen, den sie am meisten hasse, weil er am öftersten komme, und ihre Mutter am meisten beschäftige, nannte Camilla zuletzt den Grafen Ranuzi.

Das war der Anfang dieser furchtbaren Qualen, die Marietta Tagliazuchi seit einigen Wochen erduldete, Qualen, die sich immer mehr steigerten, je mehr sie sich hatte überzeugen müssen, daß wirklich ein innigeres Verhältniß zwischen Ranuzi und der Madame du Troussel existire, und daß, wenn Ranuzi, unter dem Vorwand mit dringenden Geschäften überhäuft zu sein, es Marietten verweigerte, den Abend bei ihr zuzubringen, er dies nur that, weil er regelmäßig jeden Abend zur Madame du Troussel ging.

Marietta hatte diese Qualen still in sich hineinfressen lassen. Sie hatte sich den Trost versagt, irgend Jemand ihre Leiden klagen zu können, sie hatte sogar den Muth gefunden, mit lachendem Munde der kleinen Camilla die Wahrheit ihrer Erzählung zu bestreiten, und sie der Verleumdung zu beschuldigen. Sie wollte Gewißheit, sie verlangte Beweise,

und Camilla, von ihrem Widerspruch gereizt, versprach sie ihr zu geben. Eines Tages überreichte sie Marietten mit triumphirendem Gesicht ein Billet, das sie von dem Schreibtisch ihrer Mutter entwendet hatte. Es war ein in französischer Sprache geschriebenes Gedicht, in welchem Ranuzi voll demüthigster Liebe, voll glühendster Zärtlichkeit die schöne Louisa bat, ihm zu gestatten, daß er den Abend zu ihr kommen, zu ihren Füßen knieen, und sie anbeten dürfe, wie der Barbar das schöne Muttergottesbild anbete.

Marietta las das Gedicht mehrmals und gab es dann mit vollkommener Ruhe Camillen zurück. Aber ihre Wangen waren leichenblaß, und ihre Lippen zuckten zuweilen so heftig, daß Camilla sie theilnehmend fragte, ob sie Schmerzen habe. Sie erwiederte, daß sie allerdings leide, und es besser sei, die Gesangstunde auf den andern Tag zu verlegen. Sie wolle nach Hause und zu Bette gehen. Aber Marietta war nicht nach Hause gegangen. Außer sich, fast sinnlos vor Schmerz und Zorn, war sie in den Straßen umhergeirrt, grübelnd nur und sinnend, wie sie sich rächen wolle für diese ihr angethane Schmach, für diese Treulosigkeit ihres Geliebten! — Und endlich hatte sie ein Mittel gefunden, und mit entschlossenem Schritt, mit glühenden Wangen und einem seltsamen Lächeln auf den fest zusammengepreßten Lippen war sie dem Schlosse zugewandert. — Dort hatte sie nach dem Marquis d'Argens gefragt, und Ranuzi's böses Geschick hatte gewollt, daß derselbe wirklich sich in Berlin befand, während er sonst gewöhnlich in Sanssouci sich aufzuhalten pflegte. Marietta kannte den Marquis nicht persönlich, aber ihr Gatte, welcher seit einigen Monaten verreist war,

hatte ihr oft von dem geistvollen und liebenswürdigsten Provençalen erzählt, mit welchem Tagliazuchi in seiner Eigenschaft als Operndichter des Königs vielfach in Berührung gekommen. Marietta wußte, daß der Marquis dem König innig befreundet sei, und auch jetzt im lebhaftesten Briefwechsel mit dem König stehe. Deshalb hatte sie sich an den Marquis d'Argens gewandt, weil sie wußte, daß das der leichteste und schnellste Weg sei, um ihre Mittheilungen unmittelbar an den König selbst zu bringen. Marquis d'Argens nahm ihren Besuch an, und fragte sie freundlich nach ihrem Begehr. Anfangs war Marietta stumm, und einen Moment hatte sie ein Gefühl, als bereue sie, was sie thun wolle, als sei es besser zu schweigen und wieder von dannen zu gehen.

Aber dann ward der Zorn wieder in ihr wach, und wappnete sie mit dem Muth der Verzweiflung. Mit fliegendem Athem, mit einer seltsamen wirren Hast sagte sie dem Marquis, daß sie komme, um ihm ein Geheimniß mitzutheilen, ein Geheimniß, welches den König betreffe!

Der gute Marquis war erblassend einen Schritt zurückgetreten, und hatte angstvoll gefragt, ob es ein Attentat gegen das Leben des Königs betreffe, was sie ihm zu sagen habe.

Sie hatte ihm erwiedert, daß es nicht sein Leben betreffe, aber doch ein Geheimniß von der größten Wichtigkeit sei. Dann aber, während der Marquis sie aufforderte, ihm weitere Mittheilungen zu machen, war es ihr plötzlich gewesen, als sähe sie Ranuzi's schönes Antlitz vor sich, als schaue er sie an mit den großen, tiefen Augen, deren Blick sie immer bis in die Tiefe ihres Herzens empfunden hatte.

Sie erschauerte in sich, die alte Liebe ward wieder wach in ihr, und drängte die Rache noch einmal aus ihrem Herzen fort. Ein angstvolles Zaudern und Zagen überkam sie, und stockend und verwirrt sagte sie jetzt: sie könne ihr Geheimniß nur dem König selber anvertrauen, oder derjenigen Person, welche der König ausdrücklich dazu bestimmen würde.

Als der Marquis mit Fragen in sie gedrungen war, als er in seiner lebhaften Weise seine Vermuthungen über die Art ihres Geheimnisses hierin und dorthin gewandt, und Marietta in ein Netz von Fragen und sich widersprechenden Antworten eingefangen, hatte sie sich endlich scheu und angstvoll in ein vorsichtiges Schweigen zurückgezogen, und dem Marquis gesagt, sie werde in acht Tagen wiederkehren, um dann von ihm zu erfahren, wen der König dazu ausersehen, ihre Mittheilungen zu empfangen.*)

---

*) Der Marquis d'Argens schilderte dem König diesen Besuch der Madame Tagliazuchi in einem seiner Briefe auf eine sehr ausführliche und lebhafte Weise, und theilte demselben seine Vermuthungen mit, die allerdings der Wahrheit ziemlich nahe kommen, und beweisen, daß der Marquis ein guter Inquisitor sein konnte, wenn es sich um das Interesse eines angebeteten Königs handelte. Er beschwört den König, die Sache nicht leicht zu nehmen, denn es handle sich hier wahrscheinlich um eine Verrätherei, die bis nach Wien hin ihre Zweige ausdehne. Madame Tagliazuchi habe in Berlin viel mit ihren Landsleuten, den gefangenen italienischen Officieren verkehrt, und es könne leicht sein, daß einer dieser Officiere durch diese Frau eine gefährliche Correspondenz mit Wien geführt habe. Enfin, Sire, schließt der Marquis seinen Brief, quand il seroit vrai, que tout ceci ne fut qu'une tête italienne, qui se serait échauffée et qui aurait pris des chimêres pour des vérités, ce qui pourrait encore bien être, car cette femme ne paraît rien moins que prudente et tranquille, je crois cependant que la peine, qu'on aurait prise de savoir ce qu'elle

Diese acht Tage waren heute vergangen. Marietta hatte während derselben oft genug mit ihrem Herzen gerungen, ihre immer wieder erwachende Liebe hatte sie oft genug bereden wollen, die Rache aufzugeben und zu verzeihen. Fast schon war sie entschlossen gewesen, gar nicht wieder zu dem Marquis hinzugehen, oder, wenn er zu ihr käme, zu sagen, sie habe sich geirrt, und ihr Geheimniß sei nichts weiter gewesen, als eine Mystification, mit der man sie geneckt.

Aber jetzt, jetzt waren alle diese weicheren, diese milderen Gefühle verbrannt in dem wilden Feuer der Rache und des Zorns, das ihr ganzes Wesen durchloderte, und mit schmerzenden Flammen über ihrem Haupt zusammenschlug.

Er ist ein Verräther, ein schmachvoller Lügner, sagte sie, die Zähne fest und zornig aufeinanderpressend. Er ist ein Feigling, welcher nicht einmal den Muth besitzt, einer Frau in's Antlitz zu schauen, und ihr die Wahrheit, die sie von ihm fordert, zu bekennen. Er ist ein Meineidiger, denn er hat den Schwur geleistet, den ich von ihm forderte. Er hat geschworen, nur mich, mich allein, und kein anderes Weib zu lieben. Er hat den frechen Muth gehabt, die Strafe Gottes heraufzubeschwören, wenn er die Unwahrheit sage!

Was zaudere ich noch länger! rief sie, plötzlich emporspringend und sich aufrichtend, der treulose, der meineidige Verräther verdient es, daß mein verrathenes, zertretenes Herz sich an ihm räche. Er

---

veut déclarer serait si legère, qu'on ne la regretterait pas, quand même on découvrirait que cette femme n'est qu'une folle. (Oeuvres de Frédéric le Grand. Vol. 19. p. 91.)

hat die Strafe Gottes heraufbeschworen, und sie soll ihn zerschmettern!

Jetzt war Alles Entschlossenheit und Muth, Energie und Besonnenheit in ihr. Sie nahm die beiden Briefe, welche ihr Ranuzi zur Besorgung übergeben, und verbarg sie in ihrem Busen, dann kleidete sie sich an und verließ ihre Wohnung, sie der Beaufsichtigung ihrer Magd übergebend.

Mit festem Schritt, mit vollkommen ruhiger Haltung ging sie die Straßen dahin, die zum Schlosse führten, und doch, — als sie jetzt vor dem Hause der Madame du Troussel vorüberkam, — doch stockte ihr Fuß und sie stand still, um zu ihren Fenstern emporzuschauen.

Wenn er dies Mal sie nun doch nicht betrogen, wenn er nicht bei ihr war, wenn er ihr die Wahrheit gesagt? Sein Antlitz war so offen und ruhig lächelnd gewesen, als er ihr sagte, er habe bei dem katholischen Geistlichen eine Zusammenkunft mit einigen Freunden, mit so viel anmuthiger Schelmerei hatte er sie gefragt, ob sie auch darauf eifersüchtig sein könne?

Nein, nein, es war nicht möglich, er konnte so nicht lügen, mit solcher lächelnden Ruhe sie nicht betrügen! — Kaum wissend, was sie that, trat Marietta Tagliazuchi in's Haus ein, und stieg die Treppe hinauf zu der Wohnung der Madame du Troussel. Den eben zufällig heraustretenden Bedienten fragte sie, ob Fräulein Camilla zu Hause sei, und da dieser bejahte, eilte sie den Corridor hinunter nach der Thür, welche zu Camilla's Zimmer führte.

Das junge Mädchen kam ihr mit einem lauten Willkommensgruß entgegen. Es ist gut, daß Sie

kommen, Marietta, sagte sie. Denn ohne Sie würde ich wieder dazu verdammt sein, den ganzen Abend hier in meinem Zimmer eingeschlossen zu sitzen, und mich mit meinen Büchern zu ennüyiren. Aber ich weiß schon, was ich thue. Wenn Mama darauf besteht, daß ich immer noch ein Kind sein und nicht in den Salon kommen soll, wenn Gesellschaft da ist, so laufe ich davon, oder lade mir heimlich auch Gesellschaft ein, mit der ich mich auch amüsiren kann. Mein Cousin, der Lieutenant Kniephausen, ist wieder in Berlin. Er ist am rechten Arm verwundet worden, und der König hat ihn daher auf Urlaub entlassen, damit er sich kuriren lasse. Den werde ich mir einladen, und er soll mir Gesellschaft leisten, wenn Mama im Salon ist.

Sie lachte laut auf und zog Marietta tänzelnd vorwärts. Jetzt habe ich Gesellschaft, rief sie, jetzt wollen wir fröhlich sein und singen und plaudern!

Wer ist denn aber im Salon, fragte Marietta, um wessentwillen hat Ihre Mutter Sie für heute wieder verbannt?

Nun, um wessentwillen anders, als um des italienischen Grafen, um dieses unleidlichen Grafen Ranuzi willen. Er ist seit einer Stunde da, und Mama befahl, Niemand vorzulassen, denn sie habe wichtige Geschäfte mit dem Herrn Grafen.

Und Sie glauben, daß er den ganzen Abend bleibt? fragte Marietta.

Ich weiß es ganz gewiß, denn er thut es jeden Abend.

Marietta fühlte, wie ein kalter Schauer ihre Glieder durchrieselte, aber sie blieb äußerlich vollkommen gleichgültig.

Armes Kind, sagte sie, es ist wahr, Sie sind

zu beklagen, und wenn Sie mich haben wollen, werde ich Ihnen Gesellschaft leisten. Aber vorher habe ich noch einen wichtigen Geschäftsgang zu besorgen, dann will ich noch einige Noten von meinem Clavier holen, um mit ihnen zu singen, und mit denselben kehre ich zu Ihnen zurück.

Sie küßte Camilla leicht auf die Stirn und ging.

Die letzte Frist war abgelaufen; für Ranuzi gab es jetzt keine Gnade mehr in Marietta's Herzen! Hastig vorwärts eilend hatte sie bald das Schloß erreicht, und lies sich dem Marquis melden.

Der Marquis ließ sie in sein Studirzimmer kommen, und trat ihr mit einem offenen Briefe in der Hand lächelnd entgegen.

Sie kommen zu rechter Zeit, Madame, sagte er. Vor einer Stunde empfing ich diesen Brief von Sr. Majestät dem Könige.

Und hat der König eine Person bestimmt, der ich mein Geheimniß anvertrauen könnte? fragte sie hastig.

Ja, Madame, Se. Majestät haben geruht, mich zu dieser Vertrauensperson zu ernennen.

Lassen Sie mich den Brief sehen! rief Marietta, die Hand nach dem Brief ausstreckend.

Der Marquis zog ihn zurück. Erlauben Sie, sagte er, ich lasse die Briefe des Königs nie aus meinen Händen, und Keiner außer mir liest sie. Aber ich werde mir erlauben, Ihnen die auf unsere Angelegenheit bezüglichen Worte des Königs vorzulesen, und Sie werden mir wohl auf mein Ehrenwort glauben, daß sie so geschrieben stehen. Hören Sie also, was Se. Majestät schreibt: „Soyez, Marquis, le dépositaire de mes secrets, le confident des mystères de madame Tagliazuchi, l'oreille

du trône et le sanctuaire où s'annonceront les complots de mes ennemis.*) — Madame, Sie sehen also, daß mich der König bevollmächtigt, Ihr Vertrauen entgegen zu nehmen, und ich bin bereit zu hören, was Sie die Güte haben wollen, mir zu sagen.

Er führte Madame Tagliazuchi zum Divan hin, und setzte sich auf den Fauteuil ihr gegenüber.

Ich habe dem König zu sagen, daß er auf seiner Huth sei, sagte Marietta feierlich. Eine große, weitverzweigte Verschwörung bedroht ihn. Man hat mich zu dem Werkzeug derselben gemacht, unter falschen Vorspiegelungen, unter Lug und Betrug hat man mein Vertrauen erschlichen. Oh, mein Gott, rief sie plötzlich aufschreiend und emporspringend, jetzt wird mir Alles klar! Ich war nichts als ein Werkzeug seiner Intriguen, nichts als das Mittel, dessen er sich zur Erreichung seiner Zwecke bediente! Er stahl meine Liebe, und machte sich daraus ein bequemes Kleid, mit dem er seine Politik umhüllte! Ach, ach, ich bin sein postillon de politique gewesen.

---

*) Die Fortsetzung dieses Briefes, die der höfliche Marquis der Madame Tagliazuchi nicht vorlas, lautet: Pour quitter le style oriental, je vous avertis, que vous aurez l'oreille rebatue de misères et de petites intrigues de prisonniers obscurs, et qui ne vaudront pas le temps, que vous perdrez à les entendre. Je connais ces espèces de personnes du genre de madame Tagliazuchi: elles envisagent les petites choses comme très importantes; elles sont charmées du figurer en politique, de jouer un rôle, de faire les capables, d'étaler avec faste le zèle de leur fidélité. J'ai vu souvent, que ces beaux secrets révélés, n'ont été que des intrigues pour nuire au tiers ou au quart, à des gens, auxquelles ces sortes de personnes veulent du mal. Ainsi, quoique cette femme vons puisse dire, gardez vous bien d'y ajouter foi; et que votre cervelle provençale ne s'échauffe pas au premier bruit de ces récits. (Oeuvres. Vol. 19. Page 92.)

Und mit einem lauten, wilden Lachen sank sie in den Divan zurück, während heiße Thränen ihren Augen entstürzten.

Der Marquis war entsetzt aufgesprungen und näherte sich ein wenig der Thür. Er war jetzt vollkommen überzeugt, daß es eine Wahnsinnige sei, welche er da vor sich habe.

Madame, sagte er, erlauben Sie, daß ich Jemand zu Ihrem Beistand herbeirufe. Sie scheinen mir wirklich in einem sehr leidenden und aufgeregten Zustand zu sein, und es wäre für Sie ohne Zweifel besser, wenn Sie alle diese politischen Dinge vergäßen, und ein wenig an Ihr physisches Wohlergehen dächten!

Marietta indessen hatte schon ihre Ruhe und Besonnenheit wiedergefunden, und blickte mit einem matten Lächeln in das angstvolle Antlitz des Marquis d'Argens. Fürchten Sie nichts, mein Herr, sagte sie, ich bin nicht wahnsinnig! Kehren Sie daher immerhin auf Ihren Platz zurück, ich habe keine Waffe bei mir, und ich will Niemand verwunden. Der Dolch, den ich bei mir trage, der sitzt in meinem eigenen Herzen, und die Wunde schmerzt zuweilen, das ist Alles! Ich verspreche Ihnen aber, jetzt diesen Schmerz zu unterdrücken, und ganz ruhig und sanft zu sein. Kommen Sie also!

Der Marquis kehrte scheu und ängstlich zu seinem Lehnstuhl zurück, den er indessen etwas weiter von der Signora fortrückte.

Ich sagte Ihnen also, fuhr Marietta nach Athem ringend fort, daß man meine Leichtgläubigkeit benutzt, und mich zum Werkzeug dieser politischen Intrigue gemacht hatte, dieser Intrigue, welche, wenn nicht das Leben, doch die Länder des

Königs bedroht. Es handelt sich darum, eine der wichtigsten Festungen in die Hände der Oesterreicher zu bringen.

Und Sie sind davon überzeugt, daß dies keine Chimaire ist? fragte der Marquis mit einem ungläubigen Lächeln.

Ich bin davon überzeugt, und habe den Beweis dafür bei mir!

Sie zog die beiden Briefe, die ihr Ranuzi übergeben, aus ihrem Busen und gab sie dem Marquis. Nehmen Sie diese Papiere und übersenden Sie dieselben dem König, aber nicht morgen, nicht gelegentlich, sondern heute, in dieser Stunde noch. Wenn Sie es nicht thun, Herr Marquis, wird der König in acht Tagen um eine Festung ärmer sein. Sagen Sie außerdem Sr. Majestät, er möge auf seiner Huth sein vor den gefangenen Officieren in Berlin, in Huth besonders vor meinem Landsmann, dem Grafen Ranuzi. Er ist die Seele dieser ganzen Verschwörung, von ihm geht dieses ganze, gefährliche Unternehmen aus, und wenn dies scheitert, wird er ein anderes ersinnen. Er ist ein gefährlicher Feind, eine Schlange, deren Gift man am meisten fürchten muß, wenn sie am friedfertigsten und stillsten zu sein scheint. Sagen Sie dem König, er möge sich vor dem Verräther, dem österreichischen Spion Ranuzi hüten! Senden Sie dem König diese Papiere, und er wird sehen, daß meine Worte Wahrheit enthalten.

Sie stand auf, und sich leicht vor dem Marquis verneigend, schritt sie der Thür zu. — Der Marquis hielt sie zurück.

Madame, sagte er, wenn diese Dinge sich wirklich so verhalten, wie Sie sagen, so ist dieser Graf

Ranuzi also ein sehr gefährlicher Mensch, dessen man sich vergewissern müßte?

Ja, er ist ein sehr gefährlicher Mensch, sagte Marietta mit einem seltsamen Lächeln. Fragen Sie darnach die schöne Madame du Troussel. Sie wird es Ihnen bestätigen.

Die schwarzen, glänzenden Augen des Marquis hefteten sich mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz der Signora. Er erinnerte sich, daß ihm der König geschrieben, er möge bei den Confidenzen der Madame Tagliazuchi auf seiner Huth sein. Oft wären solche enthüllte Geheimnisse nichts weiter als erdichtete Intriguen, mit denen ihre Erfinder einem Dritten schaden wollten.

Ah, Signora, jetzt begreife ich, rief der Marquis. Sie kamen hierher nicht aus Patriotismus für den König von Preußen, sondern aus Eifersucht, nicht um dem König zu nützen, sondern um diesem Herrn Ranuzi zu schaden!

Sie zuckte mit einem fast verächtlichen Ausdruck die Achseln. Ich bin eine Italienerin, sagte sie lakonisch.

Und die Italienerinnen lieben es sich zu rächen! rief der Marquis.

Wenn man es wagt, sie zu beleidigen, ja!

Dieser Graf Ranuzi hat es gewagt, Sie zu beleidigen?

Ein Blitz des Zornes flammte einen Moment in ihren Augen auf und verschwand dann schnell wieder. Würde ich ihn sonst verrathen? fragte sie. Ich bin eine Italienerin, und Sie können daher nicht fordern, daß ich für den König von Preußen Patriotismus fühle. Der Graf Ranuzi ist mein Landsmann, urtheilen Sie also, wie tief er mich

beleidigt hat, da ich ihn verrathe, und ihn dem Tode überantworte!

Dem Tode! Es ist also ein todeswürdiges Verbrechen, welches der König in diesen Papieren entdecken wird? Sie täuschen sich nicht? Ihre Begierde, sich zu rächen, läßt Sie die Dinge nicht schwärzer und gefährlicher sehen, als sie sind?

Nein, ich täusche mich nicht, und meine Worte enthalten die Wahrheit.

Aber dann, rief der Marquis entsetzt, dann ist es ja gefährlich, diesen Ranuzi frei und ungehindert umhergehen zu lassen! Dann werde ich mich an den Commandanten von Berlin wenden, und von ihm fordern, diesen Ranuzi sofort und auf meine Verantwortung zu verhaften!

Marietta stand schon an der Thür um hinauszugehen, aber diese Worte des Marquis bannten sie. Die Hand auf die Klinke der Thür gelehnt, blieb sie stehen und wandte ihr bleiches Antlitz zu d'Argens zurück.

Gewiß wäre es das Beste und Sicherste, ihn sogleich zu verhaften, sagte sie, und ihr Herz hüpfte hoch vor Freude, denn sie sagte sich selber mit einer grausamen Lust: Wenn er gefangen ist, wird er nicht mehr zu Madame du Troussel gehen können.

Der Marquis antwortete nicht. Er ging gedankenvoll und hastig im Zimmer auf und nieder. Marietta's Augen folgten jeder seiner Bewegungen mit raschen, feurigen Blicken.

Endlich sagte der Marquis, vor ihr stehen bleibend: ich mag nicht die Verantwortung auf mich nehmen, diesen Menschen verhaften zu lassen, denn ich weiß nicht, ob diese Papiere, die ich dem König

übergeben soll, wirklich so gefährliche Dinge enthalten, wie Sie sagen. Der König selbst muß darüber entscheiden, und ich werde ihm diese Papiere durch den heute abgehenden Courier übersenden. Aber jedenfalls muß dieser Ranuzi beobachtet und bewacht werden, und Sie sollen sein Wächter sein! Sie müssen dafür sorgen, daß er nicht entflieht. Sie mache ich dafür verantwortlich, daß Ranuzi Berlin nicht verläßt, und wir, wenn die Antwort des Königs eintrifft, ihn finden können.*)

Sie sollen ihn bei mir finden, sagte sie, und wenn er nicht bei mir ist, werde ich Ihnen wenigstens sagen können, wo er ist. Fürchten Sie nichts, er soll nicht entfliehen können, denn ich werde ihn bewachen! Sobald die Antwort des Königs eingetroffen ist, haben Sie die Güte mich davon zu benachrichtigen. Das ist die einzige Belohnung, die ich mir erbitte.

Ich werde Sie benachrichtigen, Madame, sagte der Marquis, ihr die Thür öffnend, und was den Grafen Ranuzi anbetrifft, so lese ich in Ihren Zügen, daß Sie ihn wirklich genug hassen, um ihn nicht entfliehen zu lassen!

---

*) „Si votre Majesté," schreibt d'Argens an den König, „ne m'avoit point écrit en propres termes: Quoique cette femme puisse vous dire, gardez-vous bien, d'y ajouter foi, j'aurai prié le commandant de faire arrêter le nommé Ranuzi, jusqu'à ce qu'elle eut mandé ce quelle veut qu'on en fasse, cet homme me paraissant un espion des plus avérés. Mais je me suis contenté de dire à madame Tagliazuchi que si cet homme sortait de Berlin avant la réponse de Votre Majesté, elle en répondrait, et elle m'a assuré, qu'elle le retiendrait." (Oeuvres. Vol. 19. p. 93.)

VIII.

Vendetta.

Fünf Tage waren seit dieser Unterredung Marietta's mit dem Marquis vergangen. Sie hatten in Marietta's Herzen keine Aenderung hervorgebracht, und nicht einen Moment hatte der Durst ihrer Rache sich gekühlt. Vielmehr schien ihr Haß gegen Ranuzi noch glühender, noch leidenschaftlicher geworden zu sein, seit sie seine Pläne begriff, seit sie einsehen gelernt hatte, daß sie ihm weiter nichts gewesen, als das Werkzeug seiner Intriguen, daß er sie niemals geliebt, sondern immer nur benutzt habe. — Seit sie zu dieser Erkenntniß gekommen war, hatte sie seinem ganzen Thun und Handeln aufgelauert, hatte sie sich bemüht, sogar seine geheimsten Gedanken zu erspähen, und allen seinen Plänen auf die Spur zu kommen. Sie hatte dazu kein Mittel verschmäht, und eines Tages sogar, während er bei ihr war, während sie mit anscheinender Gluth ihn umarmte, und lange an seinem Herzen ruhte, und ihm glühende Worte der Liebe in's Ohr flüsterte, hatte sie dabei leise und verstohlen aus der Tasche seines Rockes ein zusammengefaltetes Papier hervorgezogen, das er kurz zuvor von einem fremden Diener, der ihn in seinem Hause aufgesucht, und ihm dann hieher gefolgt war, erhalten hatte. Dann hatte sie unter irgend einem Vorwand das Zimmer verlassen, um den Inhalt des Papiers zu untersuchen, aber als sie mit demselben sich entfernte, schloß sie erst vorsichtig und leise die Thür des Zimmers zu, in welchem Ranuzi sich befand. Dann untersuchte sie

das Papier, und ein grimmiges Lächeln stand auf ihren Lippen, als sie es gelesen.

Mit schneller Entschlossenheit zog sie aus ihrer Kleidertasche ihr Portefeuille hervor, und ein Blatt aus demselben reißend, schrieb sie mit Bleistift darauf: „Wenn Sie nicht wollen, daß er entfliehen soll, so eilen Sie. Er hat heute durch die Vermittelung der Madame du Troussel die Erlaubniß und den Paß zu einer Reise nach Magdeburg erhalten. Jetzt werde ich nicht mehr die Macht haben, ihn zurück zu halten, was also geschehen soll, muß bald geschehen." —

Nun faltete sie das Papier zusammen, und flog unhörbar und leise durch das Vorzimmer hin, und nach der Küche, wo ihre Magd sich befand.

Höre, Sophie, sagte sie hastig, nimm dieses Billet und laufe damit so rasch Du kannst, auf das Schloß, und frage nach dem Marquis d'Argens. Du mußt ihm persönlich das Billet übergeben, und wenn Du in einer Stunde mit einer Antwort zurückgekehrt bist, werde ich Dich dafür belohnen, als ob ich eine Königin wäre! Sage kein Wort weiter und eile.

Die Magd huschte die Treppe hinunter, und Marietta kehrte mit einem frohen Lächeln in das Zimmer zurück, in welchem Ranuzi war, und sie mit zärtlichen Vorwürfen über ihre lange Abwesenheit empfing.

Ich habe für uns ein kleines Souper angeordnet und die Magd abgesandt, das Nöthige einzuholen, sagte sie lächelnd. Denn Du wirst mich doch heute nicht, wie immer, verlassen, um zu Deinen hochwichtigen Conferenzen zum katholischen Pfarrer zu gehen?

Ich will nicht, Maritta, aber ich muß, seufzte

Ranuzi. Glaube mir, mein Kind, wenn ich meinem Herzen folgte, verließe ich niemals dieses Zimmer, welches ich immer in meinen Gedanken mein Paradies nenne, und in welchem ich meine einzigen schönen und glücklichen Stunden durchlebe. Aber, was willst Du, mein Engel, es ist dem Menschen nicht beschieden, ungestört die Wonnen des Paradieses zu genießen. Mutter Eva hat uns das verschuldet, und wir müssen es sühnen. So muß ich denn auch heute dich verlassen, und zu jenen Zusammenkünften gehen, die Dir so verhaßt sind.

Aber noch bleibst Du bei mir, nicht wahr? fragte sie zärtlich, ihn mit ihren beiden Armen umschlingend. Noch wirst Du mich nicht verlassen?

Er versprach es ihr mit den innigsten Liebesausdrücken, und er blieb. Niemals war er liebenswürdiger, geistvoller, aufmerksamer und zärtlicher gewesen, niemals war Marietta lebhafter, angeregter, zuvorkommender und hingebender gewesen, als heute.

Beide hatten sie ihre Gründe dazu, Beide hatten sie ihre Absichten! Die Liebe lächelte von ihren Lippen, aber sie war nicht in ihren Herzen, und Beide wollten sie sich täuschen. Ranuzi wollte durch seine Zärtlichkeit ihr jeden Argwohn benehmen, und sie nicht ahnen lassen, daß dies heute ihr letztes Begegnen sei, und daß er in dieser Nacht noch Berlin auf immer zu verlassen gedenke. Marietta wollte durch ihre zärtliche Gluth ihn an sich fesseln, und ihn verhindern sie zu verlassen.

So unter heiteren Gesprächen, unter zärtlichen Scherzen verging die Zeit und jetzt hörte Marietta unten die Hausthür öffnen, jetzt kamen leise, flüchtige Schritte die Treppe herauf.

Es war die Magd, welche zurückgekehrt war!

Marietta's Herz klopfte so ungestüm vor Erwartung, daß sie kaum im Stande war, ihre Unruhe zu verbergen.

Die Magd ist mit ihren Einkäufen wieder da, sagte sie hastig. Ich will nur hinausgehen und ihr sagen, daß Du auch heute wieder nicht bei mir bleiben willst.

Sie nickte ihm zu und ging hinaus. Draußen trat ihr Sophie, noch ganz außer Athem vom eiligen Lauf, entgegen, und reichte ihr ein Billet dar. Marietta erbrach es mit zitternden Händen. Es enthielt nichts als diese Worte: „Halten Sie ihn nur noch einige Minuten zurück, dann werden diejenigen kommen, welche Sie in der Bewachung Ihres Gefangenen ablösen und Sie für immer von ihm befreien werden, indem sie ihn in's Gefängniß führen. Die Antwort Dessen, dem ich Ihre Papiere gesandt habe, ist gekommen. Er hat ihn verurtheilt."

Es ist gut, Sophie, sagte Marietta, das Papier in ihrem Busen verbergend, sobald der Graf fort ist, sollst Du Deine Belohnung empfangen. Jetzt höre: es werden Soldaten und Polizeileute kommen. Sobald sie die Treppe heraufschreiten, klopfe an meine Thür, damit ich weiß, daß sie da sind.

Sie eilte wieder zurück zu Ranuzi, aber jetzt lächelte sie nicht mehr, jetzt trat sie nicht mit weit geöffneten Armen zu ihm hin, sondern bleich, hochaufgerichtet, die Arme über die Brust gefaltet, die Augen flammend vor Zorn, so schritt sie auf ihn zu.

Ranuzi, sagte sie, die Stunde der Vergeltung ist gekommen. Du hast mich schmachvoll hintergangen und betrogen. Du hast mein Herz hohnlachend unter

Deine Füße getreten, und meiner Liebe gespottet. Lüge war auf Deinen Lippen, Lüge war in Deinem Herzen, und während du mir schwurst, daß Du kein anderes Weib liebtest außer mir, hattest Du mich längst schon an ein anderes Weib verrathen. Ich kenne Madame du Troussel und ich weiß, daß Du jeden Abend zu ihr gehst; das sind die Zusammenkünfte mit Deinen Freunden beim katholischen Geistlichen, um Deretwillen Du mich verlässest. Oh, ich weiß Alles, Alles! Ich will Dir keine Vorwürfe machen, ich will Dir nicht erzählen von den Martern, die ich erduldet, von den qualvollen Nächten, den jammernden Tagen, die ich durchseufzte und durchweinte, bis es mir gelang, mit meinen versiegenden Thränen die Liebe zu Dir in meinem Herzen zu ertödten. Das ist jetzt Alles vorüber und ausgelitten. Aber erinnere Dich, daß ich Dir eines Tages sagte, wenn Du mich verließest, und Dich treulos von mir wendetest, so würde ich mich rächen!

Ich erinnere mich dessen, sagte Ranuzi ruhig, und ich weiß auch, daß Du Wort halten wirst. Aber bevor Du das thust, bevor Du hingehst, um mich vielleicht dem hiesigen Gouvernement als einen gefährlichen Spion anzuzeigen, wirst Du wenigstens meine Vertheidigung anhören, und erst, wenn Dir diese nicht genügend erscheint, erst dann wirst Du mich verdammen und dich rächen.

Sie schüttelte hastig ihr Haupt. Ich habe genügende Beweise, sagte sie. Ich habe sie Tag um Tag, Stunde um Stunde in mich hineingeschlürft, wie der Verurtheilte den Giftbecher trinkt, an dem er sterben soll. Meine Liebe ist gestorben und mein Glück, aber auch Du sollst sterben, auch Du sollst leiden, wie ich gelittn habe, und da meine Liebe

nicht genügte um mein Gedächtniß in Deinem Herzen lebendig zu erhalten, will ich versuchen, ob die Rache es vermag. Wenn Du leidest und unglücklich bist, so wirst du meiner gedenken, so wirst Du bereuen!

Was denn bereuen? fragte er stolz. Ich that nichts, dessen ich mich zu schämen, das ich zu bereuen hätte. Ich habe mein ganzes Leben, mein ganzes Sein und Denken einem heiligen und erhabenen Princip dargebracht; dies allein bestimmt meine Handlungen und mein Thun. Ihm müssen sich alle meine Gefühle, meine Wünsche und Hoffnungen unterordnen, und wenn es gebeut, so werde ich ihm das Liebste was ich habe ohne Thränen und ohne Klage zum Opfer darbringen! Eines Tages forderte dieses große Princip, dem ich lebe, dem ich gehorche, daß ich anscheinend mich an meiner Liebe zu Dir versündigte. Es galt die Erfüllung eines Planes, zu der nur diese Frau, die Du vorher genannt, mir behülflich sein konnte. Ich durfte mein Herz nicht fragen, was es litt, denn mein Kopf sagte mir, daß ich ihrer bedürfe, und daß ich daher verpflichtet sei, mit allen Mitteln mich um ihre Hülfe zu bewerben. So ward ich der tägliche Gesellschafter der Madame du Trossel, so —

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und machte ihn in unerklärbarem Schrecken erbeben. Was bedeutet das? fragte er erbleichend.

Marietta lachte laut auf. Das bedeutet, sagte sie langsam und mit sprühenden Zornesblicken, das bedeutet, daß du morgen nicht nach Magdeburg reisest, daß Du nicht von dem Paß Gebrauch machst, den Dir Deine Geliebte du Troussel erwirkt hat. Ach, Du wolltest mich heimlich verlassen, Du woll-

test mich deine Abreise nicht ahnen lassen. Du hast Dich geirrt, Ranuzi, Du wirst in Berlin bleiben, aber Du wirst nie wieder zu ihr gehen, denn ich will es nicht!

Eben ward laut und heftig an die Thür geklopft, und ohne ein Herein! abzuwarten, traten zwei Polizeibeamte in das Zimmer, während man durch die offen gebliebene Thür in den Vorsaal schauen und dort die Soldaten gewahren konnte, die mit geschultertem Gewehr den Ausgang bewachten.

Ranuzi war anfangs bei dem Anblick dieser Diener der Gerechtigkeit tief in sich zusammen geschauert, und eine tödtliche Blässe hatte sein Antlitz überzogen. Aber wie sie näher und näher zu ihm heranschritten, gewann er rasch seine gewohnte Ruhe und Fassung wieder, und trat ihnen stolz und kalt entgegen.

Sind Sie der Graf Ranuzi? fragte der Eine der Polizeibeamten.

Ich bin es, sagte er gelassen.

Dann verhaften wir Sie im Namen des Königs. Sie sind unser Gefangener, und werden uns sogleich folgen.

Und wessen bin ich angeklagt? fragte Ranuzi, indem er langsam die rechte Hand in seinen Busen schob.

Das Kriegsgericht wird Ihnen darüber Auskunft geben.

Ah, ich werde also vor ein Kriegsgericht gestellt werden!

Ja, man stellt die gefangenen Officiere, welche Spione sind und Complotte machen, immer vor das Kriegsgericht.

Dessen also bin ich angeklagt! rief Ranuzi, und sich dann langsam zu Marietta umwendend, fragte er: und dies ist Dein Werk?

Ja, es ist mein Werk! sagte sie triumphirend.

Kommen Sie jetzt, mein Herr! rief der Polizeibeamte rauh, indem er Ranuzi näher trat, und seinem Gefährten einen Wink gab, dasselbe zu thun. Kommen Sie, jetzt sogleich und gutwillig. Zwingen Sie uns nicht Gewalt zu gebrauchen!

Gewalt! rief Ranuzi achselzuckend, indem er die Hand aus seinem Busen hervorzog und den Häschern ein Pistol entgegenstreckte, vor welchem sie entsetzt zurückwichen. Sie sehen wohl, daß ich die Gewalt nicht zu fürchten habe, fuhr er fort. So wie Sie es wagen, sich mir zu nähern, und die Hand nach mir ausstrecken, werde ich Sie Beide niederschießen, denn zum Glück hat mein Pistol mehr als einen Lauf, und es versagt nicht. Sie sehen, wir spielen hier ein gefährlich Spiel, bei dem es sich eben so gut um Ihr Leben, als um das meine handelt. Ich kann Sie erschießen, wenn ich Lust dazu habe, ich kann auch gegen meine eigene Stirn diese Waffe richten, wenn ich der Untersuchung und der Gefangenschaft entgehen möchte. Aber ich verspreche Ihnen, weder das Eine, noch das Andere zu thun, wenn Sie mir nur so viel Zeit gönnen dieser Dame noch einige Worte zu sagen.

So machen Sie es kurz, rief der Polizeibeamte, oder bei Gott, ich rufe die Soldaten herein, und lasse Sie erschießen, so gut wie Sie uns erschießen wollten.

Ranuzi zuckte die Achseln. Sie werden sich wohl hüten, mich erschießen zu lassen. Der Todte könnte nichts mehr aussagen, und es wird meinen Herren

Richtern doch sehr darauf ankommen, mich auszuforschen. — Gehen Sie voran bis zu jener Thür, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen sogleich folge.

Er hob wie zur Bekräftigung seiner Worte die Hand mit der Pistole wieder empor, und die beiden Männer zogen sich murrend und mit drohenden Blicken bis an die Thür zurück.

Nun wandte sich Ranuzi wieder an Marietta, die mit einem seltsamen Gemisch von Zorn und Staunen, von Haß und Bewunderung immer ihre großen, glühenden Augen auf ihn gerichtet hatte.

Marietta, sagte er sanft und leise. —

Sie schreckte zusammen bei seinem Ruf, und ein Zittern durchflog ihre Glieder. Er sah es und lächelte. Marietta, fuhr er fort, Du hast mich also verrathen, Du hast Deine Liebe an mir gerächt. Ich mache Dir darüber keine Vorwürfe, meine Anakonda, aber ich bitte Dich, sage mir nur dies Eine: hast Du die Briefe, welche ich Dir zuletzt gab, hast Du diese wenigstens noch zur Post befördert?

Nein! rief sie mit gewaltsamer Kraftanstrengung, ihre Augen zwingend, daß sie es wagten den seinen zu begegnen.

Unglückliche, und was hast Du mit ihnen gemacht?

Ich habe sie dem König von Preußen gesandt.

Ranuzi stieß einen Schrei aus und taumelte einen Schritt zurück. Dann bin ich verloren, murmelte er, und mit mir ist es jener Unglückliche, der unter der Erde schmachtet nach Freiheit und Licht! Armer Trenck! Arme Amalie! Alles ist verloren, Alles durch die Eifersucht dieses unseligen Weibes!

Ich sage Dir, Marietta, fuhr er lauter fort, indem er seine Hand schwer auf ihre Schulter legte, ich sage Dir, ich habe nicht nöthig, Dich zu verfluchen, denn Du wirst es selber thun. Diese Stunde wirkt in Deinem Herzen wie ein tödtliches Gift und Du wirst daran sterben. Es ist wahr, Du hast Dich gerächt; heute freuest Du Dich dessen noch, denn Du glaubst noch, daß Du mich hassest, aber morgen schon wirst Du es bereuen, morgen schon wird der Jammer über Dich kommen, und er wird wachsen mit jedem Tage, denn Du wirst fühlen, daß Du mich immer und ewig lieben mußt, gerade deshalb lieben mußt, weil Du mein Unglück verschuldet hast. Ja, Du hast Recht, Du hast ein Mittel gefunden, mich ewig an Dich zu erinnern. Ich werde im Kerker Deiner gedenken, ich werde es thun, indem ich Dir fluche; aber auch Du wirst meiner gedenken, und indem Du es thust, wirst Du die Hände ringen und Dich selber verfluchen, denn die Rache wird die Liebe nicht in Deinem Herzen ertödten können! Das sei Deine Strafe! Lebewohl!

Er ging an ihr vorüber und näherte sich ruhig und gelassen den Polizeibeamten. Kommen Sie, meine Herren, ich bin bereit Ihnen zu folgen, und damit Sie ganz ruhig und sorglos sein können, will ich mein Pistol hier zurücklassen. Es ist mein Vermächtniß an jene Dame dort, mein letztes Andenken. Sie wird es vielleicht einmal brauchen können!

Er legte das Pistol leise auf ihren Schreibtisch, und schritt dann rasch der Thür zu. Kommen Sie, meine Herren, ich bin Ihr Gefangener!

Er winkte ihnen, ihm zu folgen, und schritt stolz und rasch durch den Vorsaal dahin.

Marietta stand da, zitternd, todesbleich, die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet, wie zu einem Schrei, so starrte sie ihm nach, athemlos, gebannt vor Entsetzen. Nun sah sie ihn die Thür des Vorsaals öffnen, nun wandte er sein bleiches, stolzes Antlitz noch einmal zu ihr zurück, nun schaute er sie an mit einem kalten, flammenden Zornesblick, dann trat er hinaus, die Polizeibeamten und die Soldaten folgten ihm, die Thür ward geschlossen.*)

Er ist fort, er ist fort, murmelte sie, wie in einer Art Betäubung. Sie führen ihn in's Gefängniß, vielleicht zum Tode! Oh, zum Tode! Und ich bin es, die ihn gemordet hat! Er hat Recht! Ich bin eine Verdammte, Fluchbeladene! Ich habe ihn gemordet und — ich liebe ihn!

Und mit einem wilden Auffchrei sank sie ohnmächtig zusammen.

---

*) Ranuzi, oder, wie Andere ihn nennen, Renazi ward nebst seinem Bedienten gefangen nach Spandau geführt, wo er in schwerer Kerkerhaft saß, und auch dann noch verblieb, als der Krieg beendet war. Erst im Jahre 1787 gelang es den dringenden und so lange wiederholten Fürbitten des österreichischen Kaiserhofes, Ranuzi die Freiheit wieder zu verschaffen, also nach siebenundzwanzigjähriger Gefangenschaft. (Preuß: Th. II. S. 165.)

IX.

Trenck.

Er lebte immer noch. Weder die Ketten, noch die Jahre der Einsamkeit hatten seine Kraft gebrochen, seinen Geist gebeugt. Seine hohe Riesengestalt war zu einem Skelett zusammengeschrumpft, sein Haar war gebleicht, und hing um sein hageres Gesicht wie ein aus Asche gewebter Schleier nieder. Schwere Ketten hingen an seinen Füßen und an seinem Halse, ein breiter Eisengürtel umfaßte seine Taille, und war mit einer kurzen Kette an der Wand befestigt, eine dicke Eisenstange, mit eisernen Ringen an den Handschellen, hielt seine Arme auseinander, — aber er lebte immer noch! Seit Jahren war er mit diesem kurzen, unruhigen Schritt, wie ihn die Gefangenen und die gefesselten Thiere der Wüste haben, auf der Steinplatte hin- und hergegangen, welche sein Grab bedeckte, aber er hatte diesem Grabe, das sich unter ihm wölbte, Hohn gesprochen, — er lebte immer noch!

Er lebte immer noch! Er lebte, weil er ein bestimmtes Wollen, ein großes Ziel hatte. Dieses Wollen und dieses Ziel war die Freiheit!

Trenck konnte nicht sterben, denn da draußen war die Freiheit, die Sonne, das Leben und die Ehre. Er konnte nicht sterben, denn um sterben zu können, mußte er erst gelebt haben!

Er hatte noch so wenig gelebt! Einige kurze Jahre der Jugend, des Strebens, des Genusses; ein flatternder Traum, aus Liebe, Ehrgeiz und Leichtsinn gewebt, das war sein Leben gewesen!

Er hatte ihn mit schwerer, jahrelanger Kerkerhaft gebüßt! Das Leben, welches er nicht mehr kannte, war doch zu ihm in den Kerker gekrochen, und hatte mit grausamer Hand die Jahre, die er nicht durchlebt, sondern nur durchlitten, auf seiner Stirn verzeichnet und in seinem zerfallenden Antlitz eingegraben. Und doch war er jung geblieben in sich selber, trotz seines vor der Zeit ergrauenden Haares, trotz der Runzeln und Falten seines Angesichtes. Er war jung geblieben, weil die Hoffnung ihn durchglühte, weil sie Tag um Tag sein von der dumpfen Kerkerluft erstarrendes Blut mit neuer Erwartung und neuen Aussichten erwärmte, und ihm wundervolle Bilder der Zukunft und des Glückes malte.

Und diese Hoffnung blieb immer jung und lächelnd. Wie oft sie auch getäuscht worden, wie viel vergebliche Versuche zu entfliehen Trenck auch schon gemacht, er hoffte immer noch auf die Freiheit. Wie oft man auch schon seine unterirdischen Gänge, die er mit seinen Händen sich gegraben, seine Mauerbrüche, bei denen ihm die Eisenstange, die seine Arme auseinanderhalten sollte, als Mauerbrecher gedient, wie oft man auch schon seine Fluchtversuche entdeckt hatte, er fing immer wieder von Neuem an! Wenn man seine unterirdischen Gänge verschüttete, so grub er sich neue, wenn man seine durchlöcherten Wände vermauerte, so bohrte er an anderen Stellen an, wenn man die Schildwachen, die er sich durch Geld und Schmeicheleien, durch große Versprechungen gewonnen, und deren Einverständniß man entdeckte, bestrafte, so sann er nur darauf, mit neuen Mitteln sich neue Freunde zu erwerben.

Und wahrlich, es fehlte ihm nicht an Freunden. Der lebendig begrabene, der aufgegebene, der in Ketten geschmiedete Gefangene, er hatte Freunde, welche ihn nimmer verließen, welche mit stets sorgender, hülfreicher Liebe ihm nahe waren, welche für ihn ihr Leben wagten. Sein Unglück war der beredte Anwalt, welcher ihm Freunde warb. Die Soldaten, welche in seinen Kerker kamen, um ihn zu bewachen, wurden von schauderndem Mitleid ergriffen bei dem Anblick dieses jungen Greises, dessen hagere Gestalt sie an die Bilder des Todes erinnerte, an den schauerlichen Knochenmann mit der Hippe, der auf dem Bilde in ihrer Dorfkirche das Stundenglas hielt, und Trenck wußte dieses Mitleid zu benutzen und auszubeuten. — Die Officiere, welche jeden Tag in seinen Kerker kamen und Nachsuchung halten mußten, wurden gefesselt von seiner Geistesfrische, seinem heiteren Gespräch, seinen pikanten Bemerkungen; die Unterhaltung mit ihm unterbrach auf eine anziehende Weise das ewige Einerlei ihres langweiligen Garnisonlebens; sie flüchteten sich zu ihm, um sich bei ihm zu erheitern; sie brachten ihm Licht, um nicht bei ihm im Dunkeln zu sitzen, sie öffneten die Thüren seines Kerkers, um nicht bei ihm in der dumpfen, verpesteten Luft sein zu müssen. Sie bewunderten seine Standhaftigkeit und seinen Muth, sie beklagten seine Jugend, seine Verlassenheit, und das Mitleid machte aus ihnen begeisterte, dienstbereite Freunde, die für den Gedanken schwärmten, Trenck's immer erneuerte Fluchtversuche endlich von einem glücklichen Erfolge belohnt zu sehen, und ihm zu helfen, die Freiheit wieder zu erlangen!

Er stand wieder am Vorabend eines großen Tages! Morgen, ja morgen sollte er hinaustreten

in das Leben, morgen sollte er frei sein! Und dies Mal war es keine Chimaire, keine Täuschung, dies Mal mußte sein Plan gelingen!

Ja, mein Plan muß gelingen! flüsterte Trenck, wie er jetzt auf seinem steinernen Sitz saß, und nach der schweren eisernen Thür hinstarrte, die sich eben hinter dem Kommandanten Bruckhausen geschlossen hatte. Dies Mal hat mein grausamer Kerkermeister nichts entdecken können, wie genau er auch meinen Kerker untersucht hat, denn dies Mal habe ich keine Minen gegraben, und keine Mauern durchbrochen, dies Mal werde ich durch jene Thür dort hinausgehen, und jubelnd werden mich die Kameraden begrüßen, und der arme Gefangene wird der mächtige Kommandant einer Festung werden! Nur noch eine Nacht, eine einzige Nacht Geduld, und das Leben, die Welt, die Liebe gehört mir wieder! Oh, oh, ich fühle, daß die Freude im Stande wäre, meinen Geist zu verwirren! Ich habe die Kraft gehabt, das Unglück zu ertragen, aber ich werde vielleicht nicht mehr die Kraft haben, das Glück zu ertragen. Mein Gott, mein Gott, wenn ich wahnsinnig würde, wenn das Licht der Sonne mein Gehirn versengte, und das Gewühl der Welt meinen Geist betäubte!

Er fuhr sich mit der Hand entsetzt nach seinem Kopfe; es war ihm, als ob er in Flammen stände, als ob Feuer aus seinem Gehirn emporloderte. Die Ketten klirrten und rauschten um ihn mit unheimlichem Getöse, und riefen das Echo des Gewölbes wach, daß es wie mit dumpfen Seufzern Antwort gab. Ich will ruhig, ich muß ruhig sein, murmelte er. Das kleinste Versehen, die geringste Vergeßlichkeit, wäre genügend, meinen ganzen Plan

zu vereiteln, ich will ruhig sein. Um es zu werden, will ich mir noch einmal Alles wiederholen, wie es verabredet ist! — Aber erst fort mit Euch, Sklavenketten, morgen bin ich ein freier Mann, und ich will es auch heute schon sein!

Und mit behender Geschicklichkeit streifte er seine Hände durch die Handschellen, und löste dann mit der befreiten Rechten von seinem Leibe den Eisengürtel, an dem der Schlosser, der ihm denselben umgeschmiedet, ihm die Stelle gezeigt, wo er durch den Druck einer Feder sich öffnen ließ. Auch aus dem breiten Halseisen zog er den Stift hervor, der seine Schienen zusammenhielt, die zu durchfeilen ihm Jahrelange Arbeit und Mühe gemacht.

Nun war er frei, nun dehnte und streckte er seine dürre, von der Kerkerluft, den Entbehrungen und den innern Stürmen ausgedörrte Gestalt, nun hob er mit einem unendlichen Wohlbehagen seine Arme umher und ließ sie frei in der Luft umherschweifen, als wolle er die Kraft ihrer Muskeln prüfen.

Oh, dies war ein süßes, ein wundervolles Vorspiel der Freiheit! Viele Monate und Wochen hatte er daran gearbeitet, diese Ketten zu durchfeilen, den Moment der Freiheit vorzubereiten. Jetzt waren die Ketten von ihm abgefallen! Er war jetzt schon ein freier Mann. Was kümmerten ihn diese feuchten düsteren Kerkerwände! Er sah sie nicht, er war schon da draußen, wo die Sonne scheint, wo die Vögel singen, wo der Himmel sich blau und glänzend über der grünenden, blühenden Erde wölbt! Was kümmerte ihn die grabesähnliche Stille, die ihn umgab. Er hörte schon das Geräusch der Straße, er sah die Menschen in geschäftiger Eile

hin und wieder wandern, er hörte ihre heiteren Gespräche, ihr frohes Lachen, er wandelte unter ihnen mit munterem Gruß und theilte ihren Frohsinn und ihre Sorgen.

Auf einmal faßte er wieder angstvoll nach seiner Stirn und rief wieder: ich werde wahnsinnig werden! Das Leben umschwirrt mich schon mit tausend durcheinander tanzenden Bildern und Gesichtern! Ich werde wahnsinnig werden!

Aber nein, ich will's nicht werden, sagte er dann, und hob sein Haupt wieder mit dem gewohnten Trotz empor. Ich will der Freiheit gerade in's Antlitz schauen, und meine Wimper soll nicht zucken und mein Herz soll nicht stehen! — Ich will ruhig und besonnen sein, und damit ich's werde, will ich mir noch einmal Alles überlegen. Höre Du mich an, Du Freund, der alle meine Seufzer, meine Verzweiflung, meinen Jammer kennt, höre Du mich an, mein düsterer Kerker, du bist mir immer treu geblieben, Du hast mich niemals aufgeben und verlassen wollen, und wenn ich Dir entfliehen wollte, hast Du mich immer wieder zu Dir zurückgerufen. Aber heute werden wir zum letzten Male bei einander sein, und Du sollst jetzt meine letzten Bekenntnisse vernehmen, und ich will Dir erzählen, wie ich es machen will, von hier fortzukommen und Dich zu verlassen, mein allzugetreuer Freund, mein schwarzer Kerker!

Zuerst mußt Du wissen, daß die ganze Garnison von Magdeburg nur aus neunhundert Soldaten besteht, die überdies Alle mißvergnügt sind, denn ihr Sold wird nur spärlich und in leichtem Gelde ausgezahlt. Es wird nicht schwer halten, sie zu gewinnen, besonders wenn man sie gut bezahlt. Außer-

dem sind zwei ihrer Majors und zwei Lieutenants mit mir im Einverständniß, und werden ihren Soldaten befehlen, was sie zu thun haben. Die Wache an der Sternschanze beträgt nur funfzehn Mann, und wenn diese mir nicht gutwillig folgen wollen, so werden wir sie schon zu zwingen wissen. Am Ende der Sternschanze liegt das Stadtthor, und dies ist sogar nur von zwölf Mann und einem Unterofficier besetzt. Wir werden sie leicht bewältigen, denn von der andern Seite, dicht am Thore, wartet auf mich der österreichische Hauptmann von Kimsky in einem sicheren und zu diesem Zweck eigens von ihm gemietheten Hause mit den übrigen kriegsgefangenen Officieren, die alle sich verbunden und geeinigt haben, mein Unternehmen zu unterstützen. Auf meinen ersten Ruf werden sie aus dem Hause hervorstürzen und über die Wache herfallen. Sodann, wenn wir diese überwältigt haben, werden wir in die Stadt einziehen. Dort erwarten uns andere Freunde; einer derselben hält in seinem Quartier, unter einem falschen Vorwand, Gewehr und Patronen für seine Compagnie in Bereitschaft, und wird auf meinen Ruf mit seiner bewaffneten Mannschaft zu mir stoßen. Ueberhaupt kann ich mit Sicherheit auf vierhundert Gewehre rechnen, und das ist mehr als genügend zur Ausführung meines Planes. Oh, mein Gott, mein Gott, ich sehe Alles klar und deutlich vor mir, ich sehe mich selber in jubelnder Siegeslust durch die Straßen dahineilen, ich sehe, wie ich in die Kasematten stürze, wo neuntausend Kroaten gefangen sitzen. Ich rufe ihnen zu: „Auf Kameraden! Auf! Ich bin Euer Trenck, Euer Hauptmann und Anführer. Nehmt Euere Gewehre und folget mir!“ Ich höre, wie sie mir jauchzend entgegenrufen und

wie sie schreien: Es lebe Trenck! — Und sie nehmen ihre Gewehre, und wir stürmen hinaus! Hin nach den andern Kasematten, wo noch siebentausend österreichische und russische Gefangene sitzen. Wir befreien auch diese, und ich stehe an der Spitze einer kleinen Armee von sechszehntausend Mann. Magdeburg ist mein, die Festung, das Magazin der Armee, die königliche Schatzkammer, das Zeughaus, Alles geräth in unsere Gewalt, Alles werde ich für Maria Theresia erobern!*) Oh, König Friedrich, König Friedrich, ich werde an Dir gerächt werden für die Qual langer Jahre, für die Marter dieser furchtbaren Gefangenschaft. Trenck wird nicht mehr nöthig haben, aus Magdeburg zu entfliehen, denn er wird die Preußen daraus verjagen und er wird sich zum Herrn von Magdeburg machen!

Er lachte so laut, daß die Wände dröhnten, und es wie ein leises Kichern und Seufzen an dem Gewölbe hinschlich. — Trenck schauerte in sich zusammen und blickte scheu und ängstlich umher.

Ich bin doch allein, murmelte er, Niemand hatte meine Worte gehört? Nein, Niemand, fuhr er dann fröhlicher fort, Niemand als Du, mein, alter schweigsamer Freund, Niemand als Du, mein treues Gefängniß! Morgen früh werde ich dich verlassen. Morgen früh tritt der wachhabende Officier zu mir herein und befiehlt den beiden außen im Corridor stehenden Schildwachen, in meinen Kerker zu treten, um das Bett hinauszutragen. So wie die Schildwachen drin sind, springe ich hinaus und schließe die Thür hinter ihnen ab. Nun sind die Schildwachen eingesperrt, und ich lege die Kleider an und

*) Memoiren Friedrich's von Trenck. Th. II. S. 145.

nehme die Waffen, die im zweiten Corridor bereit liegen. Und vorwärts geht's, vorwärts zu meinen Kroaten. — Ich werde Geld mit vollen Händen unter sie ausstreuen, denn heute Abend muß der Freund, den ich nach Wien gesandt, um der dortigen Regierung meinen ganzen Plan mitzutheilen, und von ihr Unterstützung zu fordern, heute Abend muß er zurückkehren. Im Hause des Hauptmanns von Kimsky wartet er auf mich, dort wird er mir das Geld übergeben, und wenn er nichts bringt von der Regierung, so muß er doch die zweitausend Ducaten bringen, die ich von den Verwaltern meiner Trenck-schen Erbschaft gefordert habe. Und dann, habe ich nicht noch außerdem viel Geld? Hat Amalie mich nicht wieder reichlich mit Geld versehen? Kommt hervor, Ihr meine geheimen Schätze, kommt hervor aus Euerem Grabe.

Er kauerte sich nieder an der Mauer, und nahm vorsichtig den Mörtel und Kalk fort, den er mit geknetetem Brod angeklebt hatte. Dann zog er einen Stein hervor, und nahm aus der Höhlung, die er hinter demselben gemacht hatte, eine volle Börse mit Goldstücken hervor.

Seine an die Dunkelheit gewöhnten Augen sahen das Gold zwischen dem Netz hervorblicken, und er nickte ihm zu und lachte vor Vergnügen, wie er es jetzt in seinen Schooß schüttete und mit seinen Händen darin wühlte.

Aber plötzlich war sein Gesicht ernst, und nahm einen traurigen Ausdruck an. Arme Amalie, flüsterte er leise, Du hast mir Dein Leben, Deine Schönheit, deine Jugend geopfert. Du hast mit nie wankender Treue als mein schützender Engel über mir geschwebt, und wie werde ich es Dir jetzt danken?

Indem ich Deinem Bruder, dem König Friedrich, seine schönste Festung, sein Geld, seine Vorräthe nehme, indem ich Dich und die Deinen zwinge, einer Stadt zu entfliehen, die nicht mehr Euch, sondern der Kaiserin von Oesterreich gehört, Euerer Feindin, für welche ich sie mit Deinem Gelde, Amalie, erobert habe! Du weißt es nicht, und wenn Du es erfährst, wirst Du mir vielleicht fluchen, und die Liebe verwünschen, welche Dein ganzes Leben vergiftet hat. Oh, Amalie, Amalie, verzeihe mir, daß ich auch an Dir zum Verräther werden muß! Mein unglückliches Schicksal treibt mich vorwärts, und ich muß ihm folgen.

Ja, sagte er aufspringend, ich muß ihm folgen, denn ich muß wieder frei, ich muß wieder ein Mensch sein! Ich kann nicht länger wie ein wildes Thier in einem Käfig sitzen, und meinen Jammer in thatenlosem Gebrüll den kalten Wänden stöhnen. Ich muß mir das Leben wieder erobern, ich muß die Sonne wieder sehen, und die Welt und die Menschen, ich muß wieder leben, handeln, leiden und schaffen!

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab, oft leise Worte vor sich hinmurmelnd, oft wieder in ungestümer Hast, wild mit den Armen um sich greifend, und hochauflachend über die entzückenden Bilder und Gesichte, die vor seinem innern Auge vorüberrauschten. — Sein ganzes Wesen war in einer fieberhaften Spannung, einer unheilsvollen Aufregung, und er fühlte das wohl selber; denn auf einmal blieb er stehen, und die beiden Hände gegen seine klopfenden Schläfen drückend, murmelte er wieder: ich werde wahnsinnig! Die Freude über meine nahe Befreiung verwirrt meinen armen Kopf! —

Ich will versuchen, zu schlafen, damit mein Kopf sich beruhige, damit ich Kräfte sammle für morgen!

Er legte sich auf sein elendes Lager und zwang sich ruhig da zu liegen, zwang sich zu schweigen, und nicht mehr, wie er sich das in seinem öden Kerker angewöhnt, laut mit sich selber zu unterhalten. Und allmälig ließ die wilde Spannung seiner Nerven nach, allmälig senkte sich der Schlaf auf seine Augen nieder, und eine wohlthätige Ruhe überkam ihn.

Nun ward Alles still in dem düsteren Kerker, man hörte nichts mehr als die lauten Athemzüge des Schlafenden; aber selbst im Schlafe noch mußten ihn selige Bilder des kommenden Tages erfreuen, denn ein Ausdruck himmlischer Freude sprach aus seinen Zügen, und mit einem seligen Lächeln flüsterte er: Ich bin frei! Endlich frei!

Die Stunden vergingen. Immer noch lag Trenck schlummernd auf seinem Lager, immer noch umgab ihn tiefe, schweigende Stille, und doch mußte die Welt da draußen schon längst erwacht, doch mußte die Sonne schon längst aufgegangen sein, denn selbst in diesen öden und trostlosen Raum sandte sie durch das kleine mit dicken Eisenstäben versehene Fenster einen hellen Schein ihrer Herrlichkeit, und verwandelte die Dunkelheit in ein mattes trübes Dämmerlicht.

X.

Trenck, bist Du da?

Trenck schlief noch immer. Schlafe, schlafe weiter, unglücklicher Gefangener, denn im Schlaf bist Du frei, bist Du glücklich und freudenvoll! Wenn Du erwachst, werden die entzückten Träume von Dir weichen, und das alte Unglück und die alte Verzweiflung werden wieder Deine einzige Gesellschaft sein!

Horch! Da tönen Schritte im Corridor! Trenck hört es nicht. Er schläft ruhig weiter.

Aber jetzt! wie es am Schlosse raschelt, wie die Thür sich öffnet! jetzt springt er empor. Seid Ihr da meine Freunde? ist Alles bereit?

Aber nun springt er mit einem lauten, fürchterlichen Aufschrei zurück, und seine Augen starren entsetzt nach der Thür hin. Dort steht der Kommandant von Bruckhausen, und neben ihm noch einige andere Officiere, und hinter ihm in dem Corridor, Kopf an Kopf gedrängt, eine ganze Schaar Soldaten.

Dieser Anblick sagt Trenck Alles, Alles! Er sagt ihm, daß sein Plan vereitelt, daß wieder Alles umsonst gewesen! Er sagt ihm, daß er bleiben wird was er war, ein armer, unglückseliger Gefangener!

Unglückseliger noch, als er gewesen, denn jetzt mußte man auch entdecken, daß er es verstand sich von seinen Fesseln zu befreien, und wenn er allein war die Last dieser Ketten abzuwerfen. Jetzt mußte

man das Gold finden, das er vorher aus seinem Versteck hervorgezogen, und das er sorglos am Boden hatte liegen lassen!

Ich bin verloren! ächzte Trenck, und die Hände vor sein Antlitz schlagend, taumelte er auf sein Lager zurück.

Ein schadenfrohes Lächeln erhellte die düsteren Züge des Kommandanten Bruckhausen, wie er auf die an der Erde liegenden Ketten, die verstreuten blinkenden Goldstücke und den in Schmerz und Verzweiflung zusammengesunkenen Gefangenen hinschauete.

Mit einem stummen Wink befahl er einigen der hinter ihm stehenden Soldaten, die Ketten aufzuheben und sie dem Gefangenen wieder anzulegen.

Trenck wehrte sich nicht. Er ließ es ruhig geschehen, daß man den eisernen Gürtel wieder um seinen Leib, das Eisen wieder um seinen Hals legte. Er war wie vernichtet und zerbrochen, er hatte keine Kraft, keine Besinnung mehr! Dieser ungeheuere Schlag hatte ihn ganz und gar zerschmettert, und den Riesen, welcher kurz zuvor noch die Welt zu erobern vermeinte, in ein wehrloses, schwaches und zitterndes Kind verwandelt! Als man ihm befahl, aufzustehen, damit die Kette seines Leibgürtels wieder in die Wand eingehenkt werden könne, that er es; als man ihm gebot, sich die Ketten und die Eisenstangen wieder an den Armen befestigen zu lassen, streckte er gehorsam seine beiden Arme aus, und ließ dann die gefesselten Arme kraftlos an seinem Körper hinabsinken.

Jetzt erst wagte es der Kommandant Bruckhausen vorwärts zu schreiten, und sich Trenck zu nähern Der gefesselte Löwe flößte ihm keine Furcht m

ein, er durfte ihn ungestraft höhnen und schelten. Und er that das mit dem ganzen Zorn einer mitleidslosen, harten Seele, er that das mit dem ganzen, tiefen Haß eines unversöhnlichen Feindes. Denn Trenck war sein Feind, sein gefürchteter Feind. Er vertrieb den Schlaf von seinen Augen, und verfolgte ihn selbst noch in seinen Träumen. Oft, inmitten der Nacht, schreckte Bruckhausen von seinem Lager empor, weil er geträumt, Trenck habe sich aus seinem Kerker befreit, und er müßte jetzt hinuntersteigen in dieses dunkle, fürchterliche Grab. Oft inmitten einer fröhlichen Gesellschaft, griff es wie eine kalte Leichenhand an sein Herz, und ein heimliches Zittern überkam ihn, denn konnte nicht in dieser Stunde Trenck entflohen sein, Trenck, für den er dem König mit seinem Kopfe haften mußte, dessen furchtbarer Kerker für ihn bestimmt war, wenn es Trenck gelang zu entfliehen? — Diese ewige Angst und Sorge machte, daß der Kommandant in Trenck nicht mehr den Gefangenen des Königs, sondern nur noch seinen eigenen Feind sah, gegen den er kämpfen mußte mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, mit allem Haß und Zorn seiner geängstigten Seele.

Mit zorniger Stimme und in bitteren Schmähworten überhäufte der Kommandant Bruckhausen den wieder gefesselten Gefangenen. Mit einem kalten, schadenfrohen Lachen erzählte er ihm, daß sein ganzes Komplott entdeckt sei, daß man seinen wahnsinnigen Plan kenne, daß man wisse, er habe Magdeburg erobern, und auf der Citadelle der preußischen Festung die österreichische Fahne aufpflanzen wollen.

Mit höhnenden Blicken hielt er ihm den Brief entgegen, mit dem Trenck seinen Freund nach Wien

gesandt, und in dem er, ohne freilich die Namen zu nennen, und das Nähere seines Plans anzugeben, die Eroberung von Magdeburg in Aussicht gestellt.

Wollen Sie es leugnen, daß Sie das geschrieben haben? rief der Kommandant in drohendem Ton, indem er Trenck ein Papier entgegenhielt.

Trenck antwortete nicht. Er hatte das Haupt auf die Brust gesenkt, und starrte schweigend vor sich nieder.

Oh, man wird Sie schon zu zwingen wissen, Ihre Mitverschworenen zu nennen, schrie der Kommandant, wüthend gemacht durch seines Feindes Schweigen, gegen den Verräther giebt es keine Rücksichten mehr, und wenn Sie nicht gutwillig bekennen wollen, nun wohl, so werde ich Sie züchtigen lassen!

Ein wilder Schrei tönte von Trencks Lippen, und wie er jetzt das Haupt emporwarf, trug sein Antlitz den Ausdruck eines so wilden, flammenden Zorns, daß Bruckhausen ganz unwillkürlich einen Schritt zurückwich.— Trenck war aus seiner Lethargie erwacht, er hatte seine Kraft, seine Energie wiedergefunden, er war wieder Trenck, der Trenck, den Bruckhausen fürchtete, obwohl er in Ketten lag, der Trenck, den nichts zu beugen, nichts zu entmuthigen vermochte!

Denjenigen, der es wagen wollte mich zu züchtigen, den ermorde ich! sagte Trenck mit flammenden Blicken, die geballten Fäuste gegen den Kommandanten ausstreckend. Mit meinen Nägeln, mit meinen Zähnen zerfleische ich ihn!

Nennen Sie Ihre Mitschuldigen! schrie Bruckhausen, wild mit dem Fuße auf den Boden stampfend.

Jetzt war es Trenck, welcher lachte. Ach, sagte er, Sie meinen, daß Sie mir Furcht einflößen wollen mit Ihrer Stimme, wie man die kleinen Kinder mit dem Knecht Ruprecht graulich macht? Sie meinen, Ihr Kommandowort genügt, um aus mir herauszulocken, was ich nicht sagen will? Sie meinen, ich werde Ihnen meine Freunde verrathen? Ach, sehen Sie nur, welch ein kleines, ohnmächtiges Menschenkind Sie sind, denn nichts von alle dem, was Sie wollen, wird geschehen. Nein, ich werde nicht so erbärmlich sein, meine Freunde zu verrathen! Thäte ich's, dann wäre ich ein Verräther, dann verdiente ich hier in diesem elenden Kerker, in diesen furchtbaren Fesseln wie ein wildes Thier angekettet zu liegen, denn die erste, die heiligste Tugend der Menschen, die Dankbarkeit wäre mir fremd! Aber ich thue es nicht! Unschuldig bin ich in Fesseln geschmiedet, unschuldig will ich darin bleiben!

Unschuldig! rief der Kommandant, Sie, welcher den wahnwitzigen Gedanken gefaßt, eine Festung Ihres Landesherrn an den Feind zu verrathen, Sie nennen sich unschuldig?

Trenck richtete sich höher auf, und warf sein Haupt stolz zurück.

Ich bin nicht mehr der Unterthan des Königs von Preußen, sagte er, er ist nicht mehr mein Landesherr. Ich bin ohne Verhör, noch Kriegsrecht, noch legale Procedur, vor Jahren nach Glatz als Gefangener gebracht. Als ich entfloh, hat der König mich kassirt und mein Vermögen mit Beschlag belegt. Ich hätte verhungern und zu Grunde gehen müssen, wenn ich nicht anderswo mein Brod und Ehre gesucht hätte. Ich fand aber Beides in Oesterreich. Maria Theresia ernannte mich zum Rittmei-

ster in ihrer Armee, und ihr habe ich den Eid der Treue geschworen. Sie allein ist meine Herrin! Dem König von Preußen bin ich keine Treue, keine Pflicht schuldig, er hat mich ungehört verdammt, er hat durch einen tyrannischen Machtspruch mir Brod, Ehre, Vaterland und Freiheit entrissen, er hat mich wie einen überwiesenen Verbrecher in Fesseln werfen lassen, und auf meine Stirn das Brandmahl der Schande gedrückt! Er hat mich zu einem Thier erniedrigt, das brüllend in seinem Käfig liegt, und nur lebt, um zu essen, nur ißt um zu leben!

Ich sage das nicht zu Ihnen, Herr Kommandant, fuhr er fort, ich sage das zu Euch, Soldaten, zu Euch, die Ihr einst meine Kameraden und Waffengefährten gewesen. Ich will nicht, daß Ihr den Trenck einen Verräther nennt. Seht mich an, seht, was der König aus mir gemacht hat, und dann sagt mir, ob ich nicht berechtigt war, diesen Martern entfliehen zu wollen, dann sagt mir, ob ich ein Verräther bin, wenn ich mich befreien wollte, um jeden Preis, und wenn auch Magdeburg dabei zu Grunde ginge, und wenn tausend Menschen dabei ihr Leben verlören?*) Sagt ob ich ein Verräther bin, weil ich mir erobern will, was Ihr Alle, was jeder Mensch von Gott als sein heiliges Menschenrecht erhalten, weil ich ein freier Mensch sein will?

Und während er so sprach, leuchtete sein zerfallenes Antlitz vor Begeisterung, und eine erhabene Energie lag in seinem ganzen Wesen. Selbst die gemeinen Soldaten wurden davon ergriffen und hingerissen. Ein dumpfes Gemurmel des Beifalls ertönte aus ihren Reihen, und belehrte den Komman-

---

*) Trenck's eigene Worte. Siehe Memoiren Friedrich von Trenck's. Th. II. S. 151.

danten, daß er einen Fehler begangen, das Verhör des allgemein bewunderten Gefangenen in Gegenwart so vieler Zeugen vorzunehmen. Sie wollen mir also Ihre Mitschuldigen nicht nennen? fragte er.

Nein, sagte Trenck, ich will Ihnen meine Freunde nicht verrathen. Und was würde es Ihnen auch helfen, wenn Sie ihre Namen wüßten? Sie würden diese strafen, und Sie würden damit doch nur Drachenzähne säen, aus denen neue geharnischte Freunde für mich emporwachsen. Denn das unverdiente Unglück und die unverschuldete Schmach weckt sich im Himmel und auf Erden Freunde, und macht mit dem Zauberstab des Mitleids Herzen lebendig, die sonst in hartem Starrsinn gelegen. Sehen Sie sie an, Herr Kommandant, sehen Sie Ihre Soldaten an. Sie sind gekommen als gleichgültige Menschen, sie gehen fort als meine Freunde, und wenn sie nichts weiter thun können, so werden Sie wenigstenß für mich beten!

Es ist genug, genug! schrie der Kommandant wüthend. Schweigen Sie! Und Ihr Alle, hinaus da! Der Schmied soll vortreten und die durchgefeilten Ketten wieder löthen, und diese Eisen wieder zusammenschmieden. Tretet zurück in den zweiten Corridor und laßt den Schmied allein eintreten.

Die Soldaten traten zurück, und der Schmied mit seinem dampfenden Kohlenbecken, seinem glühenden Eisen, seinem in der Pfanne siedendem Blei, trat herein.

Der Kommandant lehnte sich an die Thür des Gefängnisses, und mit ineinander geschlagenen Armen schaute er der traurigen Arbeit des Schmiedes zu, während Trenck gleichgültig zu der finsteren Decke seines Kerkers emporstarrte, und sich des flam-

menden Lichtscheins freuete, den die glühenden Kohlen auf das Gewölbe zeichneten.

Das sind die Irrlichter meiner Freiheit, sagte er mit einem matten Lächeln. Es ist schon das vierte Mal, daß sie da oben an der Decke tanzen, denn zum vierten Mal schon steht das Kohlenfaß hier, und werden meine Ketten wieder angeschmiedet. Und ich sage Ihnen Herr Kommandant, ich werde meine Ketten doch wieder zerreißen, und die Irrlichter meiner Freiheit, die da oben an meinem Kerker flattern, sie werden sich doch eines Tages in die Sonne der Freiheit verwandeln, sie wird meinen Kerker durchstrahlen mit ihrem reinen Gotteslicht, und wird mir leuchten auf den unterirdischen Pfaden, auf denen ich diesem Kerker entfliehen will, in dem ich nichts zurücklassen werde, als meinen Fluch für Sie, meinen grausamen Kerkermeister!

Sie geben es also noch immer nicht auf, sagte der Kommandant mit einem grimmvollen Lachen, Sie wollen noch immer neue Versuche machen zu entfliehen?

Trenck heftete seine kühnen, flammenden Augen mit einem vollen und festen Blick auf das Antlitz Bruckhausens, und indem er dem Schmied den Fuß hinstreckte, um daran die Kette wieder fest zu schmieden, sagte er: Hören Sie, Herr Kommandant, was ich Ihnen jetzt sagen will, und mögen meine Worte sich wie tödtendes Gift in Ihre Adern schleichen! Hören Sie, sobald Sie meinen Kerker verlassen, sobald Sie jene Thür da hinter sich geschlossen haben, so beginne ich von Neuem das Werk meiner Befreiung. Sie haben mich in einen Kerker unter der Erde geworfen, Sie haben den Fußboden, dessen Bretter ich einst durchschnitten hatte, jetzt mi

Steinplatten pflastern lassen. Sie kommen alle Tage meine Höhle zu durchsuchen, ob sich da nicht irgend ein Loch, irgend ein Werkzeug finden möchte, mit dem ich meine Rettung versuchen könnte. Aber ich werde dennoch entfliehen. Gott hat den Maulwurf geschaffen, und von ihm will ich lernen wie man die Erde durchgräbt, und aus ihrer Tiefe sich emporwühlt an das Licht. Sie werden wohl dafür sorgen, daß ich keine Werkzeuge und keine Waffen habe, aber Gott hat mir gegeben, was er dem Maulwurf gab, er hat meinen Fingern Nägel, und meinem Munde Zähne gegeben, und wenn mir kein anderes Mittel zur Befreiung bleibt, so werde ich mit meinen Nägeln, meinen Zähnen mich befreien!

Ah, es ist wenigstens sehr gütig, daß Sie mich davon benachrichtigen! rief der Kommandant mit einem boshaften Lachen. Seien Sie gewiß, ich werde Ihre Worte nicht vergessen, und mich darnach richten. Versuchen Sie, zu entfliehen, ich werde versuchen, Sie festzuhalten, und ich glaube wohl, daß mir das gelingen, und daß mir ein Mittel einfallen wird, mich in jeder Viertelstunde zu überzeugen, daß Ihre Nägel und Ihre Zähne Sie noch nicht befreit haben! — Der Schmied ist, wie ich sehe, jetzt fertig, und so werden wir vorläufig wohl noch die freudige Ueberzeugung hegen dürfen, daß Sie bei uns bleiben. Es müßte denn sein, daß Sie sogleich mit Ihren Zähnen diese Ketten wieder durchbeißen!

Gott gab dem Simson Kraft, daß er mit seinen Armen die Säulen durchbrach und den Tempel zerschmetterte! sagte Trenck, dem Schmied nachschauend, der eben mit seinem Kohlenbecken den Kerker verließ. Sehen Sie nur, die Irrlichter verschwinden aus meinem Kerker, aber ich sage Ihnen, bald wird die Sonne darin scheinen.

Trenck, seien Sie vernünftig, sagte Bruckhausen jetzt mit fast bittendem Ton. Vergrößern Sie nicht muthwillig Ihr Elend, zwingen Sie mich nicht immer grausamere Mittel anzuwenden! Versprechen Sie mir, keine Fluchtversuche mehr zu machen, und ich gebe Ihnen dafür mein Wort, daß nichts in Ihrer Lage sich verschlimmern soll, daß ich Sie nicht strafen will für Ihren frevelhaften Plan.

Trenck lachte laut auf. Sie geben mir Ihr Wort, daß nichts sich verschlimmern soll in meiner Lage? Und wie wollten Sie es denn anfangen, sie noch zu verschlimmern? Hat Ihre Grausamkeit nicht für mich Ketten und Ringe geschaffen, um deren Erfindung Sie der Teufel beneiden könnte? Lebe ich nicht in dem schlechtesten und tiefsten Grabeskerker, den es in dieser Festung giebt? Ist nicht Brod und Wasser meine Nahrung? Lassen Sie mich nicht in Finsterniß und Unthätigkeit meine fürchterlichen Nächte, meine gräßlichen Tage hinbringen? Was wollen Sie mir noch Schlimmeres thun, und womit könnten Sie mich strafen für meine Befreiungsversuche? Nein, nein, Herr Kommandant, ich sage Ihnen, sobald die Thür sich hinter Ihnen geschlossen hat, fängt der Maulwurf an zu graben, und eines Tages wird er Ihnen trotz all' Ihrer Vorsicht doch entwischt sein.

Das ist Ihr letztes Wort? rief Bruckhausen, glühend vor Zorn. Sie wollen mir nicht versprechen, alle Fluchtversuche aufzugeben? Sie wollen mir die Mitverschworenen Ihres verbrecherischen Complotts nicht nennen?

Nein, und abermals nein!

Nun, so leben Sie wohl! Sie werden an diese

Stunde gedenken, und ich verspreche Ihnen, daß Sie dieselbe bereuen werden!

Und mit einem stechenden Blick voll Zorn und Bosheit auf den Gefangenen, der da lachend und mit seinen Ketten klirrend an der Wand lehnte, verließ der Kommandant den Kerker.

Die eiserne Thür fiel krachend hinter ihm in's Schloß, die Riegel klirrten, dann durchtönten den Corridor die taktmäßigen Schritte der abmarschirenden Soldaten, jetzt schloß sich hinter ihnen die entgegengesetzte Thür des Corridors!

Grabesstille herrschte jetzt wieder in dem Kerker des Gefangenen, kein Laut des Lebens unterbrach mehr diese furchtbare, entsetzliche Ruhe! — Trenck schauderte in sich zusammen, und ein Gefühl unendlichen Jammers, trostloser Verzweiflung überkam ihn. Und jetzt durfte er sich demselben überlassen, Niemand war mehr da, vor dem er seinen Kummer zu verbergen hatte, Niemand, der mit schadenfroher Lust sich an seinem Elend weiden mochte!

Jetzt durfte er die Seufzer nicht mehr zurückhalten, die so lange seine Brust beengt hatten, jetzt durfte er sie ausschreien, ausstöhnen, jetzt konnte er den Thränen freien Lauf lassen, die so lange wie glühendes Feuer in seinen Augen gebrannt hatten, jetzt konnte er auf seine Kniee sinken, und sich winden in seiner Qual, der Wundmale nicht achtend, welche die Ketten und die Eisen in sein Fleisch einpreßten. — Fürchterlicher als alle anderen Schmerzen, waren die Schmerzen seiner Seele, und wie der Mensch sonst erschauernd zurückbebt vor dem Tode, so erbebte jetzt Trenck vor dem Leben, vor dem Grabesleben, das ihn wieder in seine kalten Arme geschlossen.

Wie lange er so geweint und geklagt, geschrieen und gejammert, das wußte er nicht. Für ihn gab es ja keine Zeit und keine Stunde, keine Nacht und keinen Tag, langsam, im ewigen Einerlei krochen seine Tage dahin. Und dennoch, ja dennoch gab es für den Gefangenen Stunden des Genusses, der Seligkeit! Das waren die Stunden des Schlafes, die Stunden der Träume!

Glücklicher wie mancher König, und mancher noch so mächtige Herrscher, glücklicher wie tausende dieser reichen Leute, die in glänzenden Palästen wohnen, und auf seidenen Betten ruhen, war der Gefangene dieses Grabes auf seinem harten Strohlager. Er konnte schlafen! Sein Geist, welcher den ganzen Tag rastlos arbeitete, und Gedanken und Pläne seiner Befreiung hin= und herwarf, bedurfte und fand die Ruhe des Schlafes; sein Körper, dem er, obwohl in Ketten geschmiedet, Bewegungen zu schaffen wußte, indem er stundenlang die zwei Schritte Raum durchmaß, die seine Ketten ihm gestatteten, stundenlang in künstlichen Schwenkungen und Biegungen sich hin= und herbewegte, sein Körper bedurfte der Erholung und fand sie.

Ja, er konnte schlafen! Die Menschen waren hart und grausam gegen ihn, aber Gott hatte ihn noch nicht verlassen, denn er hatte ihm in die Nacht seines Kerkers einen Engel gesandt, der ihn tröstete und erquickte. — Dieser Engel war der Schlaf!

Und auch heute, nach so viel Stunden des Jammers und der Qual, nach so viel Verzweiflung und dumpfem Hinbrüten, auch heute, wie die Nacht kam, flatterte der tröstende Engel hernieder in den Kerker, und setzte mit einem holden Lächeln sich an das Lager des Gefangenen, der da zerbrochen und

matt zusammengesunken war. Auch heute küßte er seine Augen und legte seine sanften Flügel auf des Gefangenen Herz, damit es ruhiger schlage, auch heute flüsterte er dem Gefangenen heitere Träume in's Ohr, und zeigte seinen geschlossenen, nach innen schauenden Augen reizende Bilder aus der schönen, der lang entbehrten Welt. Und die Wange des Schlummernden röthete sich, und auf seinen Lippen, welche, wenn er wachte, immer ernst waren, stand jetzt ein heiteres, ein sonniges Lächeln.

Still also, Ihr Schildwachen da draußen, still! Der Gefangene schläft! Heilig ist der Schlaf des Menschen, am heiligsten der des Unglücklichen. Wage es also Niemand ihn zu stören, schleicht leise auf Eueren Zehen an seinem gegitterten Kerkerfenster vorüber, ihr Schildwachen da draußen, schleicht leise den Corridor auf und ab, ihr Schildwachen da drinnen! Leise, leise, der Gefangene schläft! Habt Ehrfurcht vor seinem Schlummer!

Aber plötzlich unterbrach diese Stille ein lauter Ruf. Trenck, Trenck, rief eine schmetternde Stimme, Trenck schläfst Du?

Er fuhr auf aus seinen süßen Träumen, und richtete sich erschreckt empor. Es war ihm gewesen, als habe die Stimme des jüngsten Gerichtes ihn gerufen, als schmetterte sie noch mit Drommetenton vor seinem Ohr. Ergrauend, und in sich selber erschauend lauschte er, ob sich dieser fürchterliche Ruf wiederholen werde. —

Ja, zum zweiten Male erschallte es laut und schmetternd, zum zweiten Male rief es: Trenck, bist Du da?

Er fuhr sich entsetzt mit seiner Hand an die fieberhaft brennende Stirn. Ich bin wahnsinnig,

murmelte er. Ich höre da in meinem Hirn eine Stimme, welche mich ruft, eine Stimme —

Die Riegel seiner Gefängnißthür rasselten, und der Kommandant Bruckhausen, gefolgt von dem eine Fackel tragenden Schließer, erschien auf der Schwelle.

Warum haben Sie nicht geantwortet, Trenck? fragte er.

Geantwortet? Worauf geantwortet?

Nun, auf den Ruf der Schildwachen! Da Sie mir geschworen haben, immer wieder neue Fluchtversuche zu machen, mußte ich wohl meine Vorkehrungen treffen, und ich hab's gethan. Die Schildwachen vor Ihrer Thür haben Befehl, Sie jede Viertelstunde der Nacht anzurufen, und wenn Sie nicht sofort Antwort geben, werden sie zu Ihnen eintreten, und sich durch den Augenschein überzeugen, ob der Maulwurf noch da ist, oder ob er in der Erde wühlt. Richten Sie sich also darnach, Trenck! Wir werden ja nun sehen, ob Ihre Nägel und Zähne dennoch im Stande sind, Sie zu befreien!

Er trat wieder hinaus, und die Thür schloß sich wieder hinter ihm. Nacht war es wieder im Kerker des Gefangenen. Aber er schlief nicht mehr. Er saß auf seinem Lager und fragte sich, ob es wirklich Wahrheit gewesen, oder ob nur ein böser Traum ihn geneckt und ihm eine so schauerliche Vision vorgemalt? — Nein, nein, es war ja nicht möglich, daß dieses Wirklichkeit gewesen, nicht möglich, daß man ihm noch den letzten, den einzigen Genuß, daß man ihm seinen Schlaf rauben wollte!

Aber horch! Da rief es schon wieder da draußen: Trenck, bist Du da?

Er antwortete mit einem fürchterlichen Schrei,

und fuhr von Grauen gepackt, von seinem Lager empor.

Ich habe nicht geträumt! Es ist Wahrheit! Sie wollen mir mein letztes Glück, meinen Schlaf nicht mehr gönnen! Feige Räuber, möge Gott Euch verfluchen, wie ich Euch verfluche, möge er kein Mitleid mit Euch haben, wie Ihr keins mit mir habt! Oh, Ihr elenden grausamen Menschen, Ihr wollt meinen Jammer um ein Jahrtausend vermehren! Ihr wollt mir sogar den Schlaf noch ermorden! Fluch über Euch!

XI.

Der König und der deutsche Gelehrte.

Es war im Winter des Jahres 1760. Deutschland, das unglückliche, aus tausend Wunden blutende Deutschland war auf einige Monate wieder von der Geißel des Krieges befreit, und konnte aufathmen von seinen Sorgen und Lasten, aufathmen, um neue Kräfte zu neuem Kriege zu gewinnen. Denn der Winter mit seiner Kälte und Strenge allein war es gewesen, welcher den Völkern auf kurze Zeit den Frieden gegeben. Die Fürsten dachten und wollten noch immer den Krieg, und ihre Winterruhe war nur eine Zeit der Rüstung zu neuem Krieg. Denn immer noch hatte es nicht gelingen

wollen, den kleinen König von Preußen zu überwinden. Wie viel Widerwärtigkeiten sich um ihn häuften, wie sehr das Glück ihn auch für immer schien verlassen zu haben, der König blieb standhaft und unverzagt, und sein Muth und seine Zuversicht schien mit der Größe der Gefahr nur zu wachsen.

Und doch schien seine Lage so trauriger und verzweifelter Art, daß selbst ein Held, wie des Königs Bruder, Prinz Heinrich, verzweifelte, selbst dann noch verzweifelte, als der König die Unglückstage bei Kunersdorf und Maxen durch die großen Siege bei Liegnitz und dann bei Torgau wieder ausgeglichen hatte. Aber so traurig und tief bedroht von allen Seiten war die Lage des Königs, daß selbst die Siege, welche indeß seine Feinde aus Sachsen vertrieben, und dem König mindestens seine Winterquartiere sicherten, ihm keine wesentlichen Vortheile weiter brachten, und die Gefahr seiner Lage nicht verminderten. Ringsumher standen Feinde, die vor Verlangen und Wuth brannten, den König, der es verstand ihnen immer wieder die erworbenen Lorbeeren zu entreißen, endlich zu vernichten, und mit seiner völligen Besiegung endlich die glühende Begeisterung zu ersticken, welche die Völker von ganz Europa ihm entgegenjauchzten. Die Russen hatten zum ersten Male in Pommern Winterquartiere bezogen, die Oesterreicher lagen in Schlesien und Böhmen, am Rhein stand die neu ergänzte französische Armee und die Reichsarmeen. Und während so die Bundesgenossen Oesterreichs ihm treu ergeben blieben im Kampf gegen Friedrich, hatte dieser jetzt seinen einzigen und letzten Bundesgenossen verloren. König Georg der Zweite von England war gestorben, und der schwache Georg der Dritte mußte sich

in den beherrschenden Willen seiner Mutter und des Lord Bute fügen, das Bündniß mit Preußen lösen, und die bis dahin gezahlten Subsidien aufhören lassen.

So stand Preußen allein, ohne Geld, ohne Soldaten, ohne Freunde, inmitten seiner mächtigen und kampfesdurstigen Feinde, allein und anscheinend hoffnungslos so vielen Gegnern gegenüber.

Das war es, was selbst den Prinzen Heinrich verzagt und unglücklich machte, was seinen Muth lähmte, und ihm den Wunsch eingab, die Armee zu verlassen, und in die Einsamkeit zu fliehen, um dort über das Unglück seines zerrütteten Vaterlandes trauern zu können. Er schrieb an den König und bat um seinen Abschied.

Der König antwortete ihm: „Es ist nicht schwer, mein Bruder, in glücklichen und heiteren Zeiten Menschen zu finden, welche dem Staat dienen wollen. Aber gute Bürger sind nur Diejenigen, welche dem Staat bereitwillig in der Zeit der Krisen und des Unglücks dienen; der wahre Ruf eines Menschen begründet sich dann, wenn man ihn unverzagt schwierige Dinge ausführen sieht, und je schwieriger sie sind, desto mehr Ehre bringen sie. Ich glaube daher auch nicht, daß es Ihr Ernst ist, was Sie mir da schreiben. Es ist gewiß, daß weder Sie noch Ich selber für den glücklichen Ausgang der Begebenheiten und unserer jetzigen Lage einstehen können, aber sobald wir Alles gethan haben, was in unserer Macht stand, wird unser Gewissen und die öffentliche Meinung uns Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir kämpfen für das Vaterland und die Ehre, und wir müssen das Unmögliche möglich zu machen suchen, um zu reüssiren. Die Menge meiner Feinde

erschreckt mich nicht, je größer ihre Zahl, desto größer auch der Rühm, sie besiegt zu haben.“*)

Prinz Heinrich, beschämt über seine eigene Verzagtheit, gab seinem Bruder auf diesen Brief die Antwort eines Helden: er eilte den Russen nach, trieb sie von Schlesien zurück, und erlöste das von den Oesterreichern unter Loudon belagerte Breslau, in welchem Tauentzien mit dreitausend Preußen sich mit der Energie eines Helden gegen den übermächtigen Feind verschanzt hatte.

So war beim Beginn der Winterruhe auch die Hauptstadt Schlesiens wiedergewonnen, und bei Torgau hatte der König die zwölfte Schlacht um den Besitz Schlesiens seiner mächtigen und unversöhnlichen Feindin abgewonnen.

Und alles dieses vergeblich und resultatlos: die Aussichten auf Frieden blieben immer noch in weite Ferne gerückt, und damit für Friedrich auch die Aussichten auf Glück.

Aber jetzt war der Winter da, jetzt hatte dieser rauhe Friedensengel die Schwerter in die Scheide geschoben, und den Krieg beendet. — Während die fromme Maria Theresia mit ihren Hofdamen in ihren glänzenden Gemächern Charpie zupfte für die verwundeten Soldaten und dadurch in ganz Wien für diesen Winter das Charpiezupfen zu einer Mode erhob,**) während der russische Feldherr Soltikow sein Winterquartier in Posen nahm und dort herrliche Gelage und Gastereien veranstaltete, zog König Friedrich nach Leipzig, nach der Stadt, wo damals

*) Preuß: Geschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 246.

**) v. Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges. Th. II. S. 180.

deutsche Wissenschaft und Gelehrsamkeit am schönsten blühte, und das sich rühmte, der Kunst und Poesie ein Asyl gegeben zu haben.

Der Kriegsheld verwandelte sich auf einige schöne glückliche Monate wieder in den Philosophen, den Dichter und Gelehrten; die von Sorgen gefurchte Stirn des Königs glättete sich, sein Auge nahm wieder sein gewohntes strahlendes Feuer an, sein Mund lächelte wieder. Die Hand, welche so lange das Schwert geführt, nahm jetzt wieder die Feder, die Lippen, welche so lange nur Kommandoworte und Schlachtrufe gesprochen, neigten sich jetzt über die geliebte Flöte, und wußten ihr die schmelzendsten und zartesten Töne und Melodieen zu entlocken. Auch die Abendkonzerte wurden wieder in freudiger Andacht abgehalten, denn die musikalischen Freunde und Genossen des Königs waren auf seinen Ruf aus Berlin gekommen, und damit nichts dem Herzen des Königs mangele, hatte er auch den treuesten und bewährtesten seiner Freunde, den Marquis d'Argens an seine Seite gerufen.

D'Argens mußte dem König von der Belagerung Berlins durch die Russen, von der standhaften Gegenwehr der Bürger, von ihrem Patriotismus und ihrem Muth erzählen, und des Königs Augen glänzten vor Freude und Rührung, und in der Ueberfülle seines dankbaren Herzens gelobte er den treuen Berlinern, ihnen beizustehen mit Geld und Hülfe. Als aber dann d'Argens dem König erzählte von den Verwüstungen, welche die Russen an den Kunstschätzen in Charlottenburg angerichtet, wie sie in ihrer rohen Wuth Alles zerstört und vernichtet hatten, da verfinsterte sich die Stirn des Königs, und mit tiefem Unwillen sagte er: „ah, die Russen, das

sind die Barbaren, welche am Untergang der Menschheit arbeiten.*) Wenn es uns nicht gelingt, sie zu besiegen, und ihre rohe Macht zu brechen, so werden sie Europa wieder und immer wieder beunruhigen! Indeß fügte der König mit einem sanften Lächeln hinzu, der Vandalismus der Russen soll uns die schöne Winterruhe nicht verkümmern. Wenn sie mir meine Gemälde zerschnitten, meine Statuen zerschlagen haben, so müssen wir dafür sorgen, neue Kunstschätze zu sammeln. Gotzkowsky hat mir erzählt, daß er in Italien, dieser unerschöpflichen Fundgrube der Kunst, noch viele herrliche Gemälde großer Meister weiß, die soll er mir anschaffen, und ich werde mich dann bemühen, den Krieg recht bald zu beendigen, um meine neuen Gemälde wiederzusehen und in meinem schönen Sanssouci ausruhen zu dürfen von diesem entsetzlichen Kriege. Ach, Marquis, sprechen wir nicht mehr von ihm, suchen wir ihn hier in diesem Zimmer mindestens zu vergessen! Er hat mein Haar gebleicht, und mich vor der Zeit in einen Greis verwandelt. Mein Rücken ist gekrümmt, meine Zähne fallen aus, mein Gesicht ist faltig, wie das Falbelas an einem Weiberrock. Das Alles hat der Krieg mir zu Wege gebracht. Aber mein Herz und meine Neigungen sind unverändert geblieben, und ich darf mir wohl erlauben, denen jetzt auch ein wenig genug zu thun.**) — Kommen Sie, Marquis, ich habe da ein neues Gedicht von Voltaire, das er mir vor einigen Tagen gesandt; wir wollen sehen, ob es vor Ihrem strengen Rich-

*) Des Königs eigene Worte. Siehe: v. Archenholtz Th. I. S. 282.

**) Des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres T. 18, p. 103.

terstuhl Gnade finden kann! — Auch habe ich Ihnen noch einige meiner neuesten Sünden zu bekennen, das heißt, Ihnen die Arbeiten und Poesieen mitzutheilen, die ich in den Stunden der Muße während des Feldzugs gemacht. Sie sind einmal mein literarischer Beichtvater und wir wollen sehen, ob Sie gnädig genug sind, mir Absolution zu ertheilen.“ —

Aber nicht bloß der Musik, den französischen Dichtern, der heiteren Unterhaltung mit seinen Freunden, oder dem ernsten Studium der Alten war diese Wintermuße des Königs gewidmet. Zum ersten Mal war der König bemüht, auch der deutschen Gelehrsamkeit, und den Bestrebungen der deutschen Gelehrten und Dichter seine Theilnahme zuzuwenden. — Quintus Icilius, der gelehrte Gesellschafter des Königs, hatte ihm so oft wiederholt, daß die Gelehrsamkeit, der Witz und die Poesie jetzt in Deutschland am meisten in Leipzig ihre Vertreter hätten, daß der König endlich neugierig ward, diese großen Männer zu sehen, von denen Quintus Icilius behauptete, daß sie an Gelehrsamkeit die Franzosen weit überragten, in Verstand und Witz sich ihnen kühn an die Seite stellen dürften.

Der König hatte dazu freilich lächelnd die Achseln gezuckt, aber er hatte doch Quintus aufgefordert, einige der Leipziger Gelehrten und Dichter zu ihm zu führen.

Ich werde Euer Majestät den berühmtesten Leipziger Gelehrten und Sprachforscher, den Professor Gottsched und den größten Dichter, den Gellert vorführen|; sagte Quintus Icilius hocherfreut. Welchen von Beiden befehlen Euer Majestät zuerst zu sehen?

Bringen Sie mir zuerst den Gelehrten und

Sprachforscher, sagte der König lächelnd. Vielleicht hat der Mann an der barbarischen deutschen Sprache schon einige sanftere Laute und Wendungen entdeckt, und die zu hören, wäre ich sehr begierig. Gehen Sie also, und holen Sie mir den Professor Gottsched her. Ich habe schon oft von ihm gehört, und weiß, daß sogar Voltaire an ihn eine Ode gerichtet hat. Ich will indessen ein wenig im Lukrez lesen, und meine Seele vorbereiten auf die Erscheinung dieses großen deutschen Mannes!

Und Quintus Icilius eilte von dannen, den berühmten Professor Gottsched zum Könige zu bescheiden.

Gottsched, dem damals ganz Deutschland huldigte, und der den ganzen Stolz und Hochmuth eines deutschen Gelehrten besaß, fand den Wunsch des Königs, ihn kennen zu lernen, ganz natürlich, und nahm die Einladung desselben mit einem huldvollen Lächeln entgegen. In dem ganzen, vollen Gefühl seiner Herrlichkeit, in dem steifsten Putz einer herrlichen Allongenperücke begab sich der deutsche Professor zu dem König, der ihn in seiner einfachen, prunklosen Weise empfing, und mit einem leisen Lächeln dem stolzen Gebahren des berühmten Mannes zuschauete.

Sie sprachen zuerst von den Fortschritten der deutschen Philosophie; und der König hörte mit ernster Aufmerksamkeit den gelehrten Deductionen des deutschen Professors zu, aber er sagte sich selber, daß Gottsched es wenig verstände, seine Wissenschaft genießbar zu machen, und daß er vielleicht ein sehr gelehrter, aber jedenfalls ein wenig interessanter Mann sei. — Indessen belebte sich die Unterhaltung mehr und mehr, als man von der Poesie und Ge-

schichte sprach, und der König ging mit Lebhaftigkeit und Interesse auf dieses Thema ein.

In der deutschen Geschichte, glaube ich, ist noch Vieles verborgen, sagte der König, und manche wichtige Dokumente mögen noch in den Klöstern versteckt sein.

Gottsched sah ihn mit einem stolzen Blick an. Verzeihung, Sire, sagte er in einer steifen, pedantischen Weise, ich glaube, daß das nur unwichtige Dokumente sein können. Mir wenigstens ist kein Moment in der deutschen Geschichte unklar und verborgen, und ich meine, über Alles Auskunft geben zu können.

Der König neigte mit einem spöttischen Lächeln sein Haupt. Sie sind eben ein großer Gelehrter, mein Herr, sagte er, ein Vorzug, dessen ich mich nicht rühmen kann. Ich kenne von Büchern über die Reichshistorie nur den Père Barre.

Er hat die deutsche Geschichte geschrieben, wie eben Ausländer sie zu schreiben verstehen, rief Gottsched achselzuckend. Er hat sich dazu eines von Struve in Jena geschriebenen lateinischen Werkes über die deutsche Geschichte bedient, und dies übersetzt, weiter nichts. Hätte Barre deutsch verstanden, so würde seine Arbeit besser geworden sein, denn er hätte dann bessere Quellen benutzen können.

Aber Barre war ein Elsasser und er verstand deutsch, sagte der König lebhaft. Aber sagen Sie mir, Sie, welcher ein Gelehrter, ein Dichter und ein Sprachforscher sind, sagen Sie mir, ob aus der deutschen Sprache etwas werden kann?

Nun, ich denke, wir haben schon Vieles und Schönes aus ihr gemacht! rief Gottsched in dem ganzen Vollgefühl seines Ruhmes.

Aber Sie haben ihr noch immer keine Melodie, keine Grazie geben können, fuhr der König lebhaft fort. Die deutsche Sprache ist eine Reihe von barbarischen Klängen und Lauten, aber es ist keine Musik darin. Es klingt Alles rauh und hart, und diese vielen widrigen Klänge machen sie ganz unbrauchbar für die Poesie und Beredsamkeit. Da nennen Sie mir zum Beispiel einen rival auf Deutsch: Nebenbuhler! Welcher fatale, widerliche Ton: Buhler.*)

Ah, Majestät, sagte Gottsched heftig, das ist indessen ein Ton, den die französische Sprache auch hat, und Euer Majestät sollten das am besten wissen, denn Niemand weiß wohl besser und energischer mit den boules umzugehen, als eben Sie.

Der König lächelte, und diese leichte Wendung des gelehrten Professors versöhnte ihn ein wenig mit seinem aufgeblasenen Stolz.

Es ist wahr, sagte er, ich muß Ihnen dies Mal Recht geben, aber im Ganzen werden Sie mir es zugeben müssen, daß die französische Sprache viel weicher und angenehmer klingt.

Ich gebe das durchaus nicht zu, sagte Gottsched ungestüm. Ich behaupte vielmehr, daß die deutsche Sprache viel schöner klinge. Wie hart und abscheulich klingt zum Beispiel das französische amour, wie weich und zart, ja ich möchte sagen: charakteristisch das Wort: Liebe!

Ah, sagte der König, Sie sind gewiß sehr glücklich verheirathet, daß Sie so für die deutsche Liebe schwärmen, welche freilich eine ganz andere Sache ist, als das französische amour! Im Uebrigen lasse

*) Des Königs eigene Worte. Siehe Preuß: Th. II. S. 272.

ich es mir nicht nehmen, daß die französische Sprache noch viele Vorzüge vor der deutschen habe. Man kann zum Beispiel im Französischen oft ein Wort in mehrfachem Sinne gebrauchen, während man im Deutschen dafür oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen muß.

Das ist wahr, darin haben Euer Majestät Recht, sagte Gottsched gedankenvoll, diesen Vorzug hat die französische Sprache. Indessen, das soll nicht lange dauern! Wir wollen das noch machen! Ja, ja, wir wollen das noch machen!

Und er rieb sich vergnügt die Hände und warf das Haupt stolz zurück, indem er zum dritten Mal versicherte: wir wollen das noch machen!

Der König blickte ihn zugleich erstaunt und belustigt an. Diese Anmaßung des gelehrten Mannes, das noch machen zu wollen, imponirte ihm fast durch ihre Ungeheuerlichkeit.*)

Machen Sie das, mein Herr, sagte der König heiter, schwingen Sie ihren Feldherrnstab und geben Sie der deutschen Sprache, was sie nicht hat, geben Sie ihr Grazie, Vieldeutigkeit und Leichtigkeit. Hauchen Sie ihr außerdem auch die Fähigkeit ein, sanfte Leidenschaften und zärtliche Gefühle auszudrücken, und Sie werden für die deutsche Sprache das sein, was Julius Cäsar für die Deutschen war, Sie werden ihr Besieger sein und das Barbarenthum cultivirt haben.

Gottsched merkte nicht den tiefen Spott, der in den Worten des Königs lag, sondern nahm diesel-

*) Noch nach Jahren erzählte der König der Herzogin von Gotha diese Aeußerung Gottscheds, und wiederholte mehrmals: „wir wollen das noch machen.“

ben mit lächelndem Kopfneigen als eine angenehme Schmeichelei hin.

Uebrigens ist die deutsche Sprache sehr wohl geeignet, sanftere Gefühle auszudrücken, sagte er. Ich mache mich anheischig, jedes französische Gedicht getreu und melodisch schön zu übersetzen.

Ich werde Sie auf die Probe stellen, rief der König, indem er hastig ein Buch von seinem Tisch nahm und es aufschlug. Sehen Sie da, es sind die Oden Rousseau's, und wir wollen nehmen, was der Zufall uns bringt. Hören Sie diese Strophe:

„Sous un plus heureux auspice
La Déesse des amours
Veut, qu'un nouveau sacrifice
Lui consacre vos beaux jours.
Déja le bucher s'allume,
L'autel brille, l'encens fume,
La victime s'embellit,
L'amour même la consume,
Le mystère s'accomplit!

Halten Sie es wirklich für möglich, diese herrliche Strophe zu übersetzen? fragte der König, als er geendet.

Wenn Euere Majestät es erlauben, will ich es sogleich thun, sagte Gottsched pathetisch. Ich bitte nur um ein wenig Papier und Bleistift, und ich werde die Uebersetzung aufschreiben.

Der König reichte ihm Beides mit dem Buche dar. Nehmen Sie, sagte er, wir wollen uns damit belustigen, einen Sängerkampf aufzuführen. Während Sie die Verse des französischen Dichters in deutsche Verse übersetzen, will ich versuchen, das

Lob des deutschen Dichters in französische Reime zu bringen. Stören wir einander nicht!

Er trat in eine Fensternische zurück, und warf eilig und ohne Besinnen und Zögern einige Verse auf's Papier. Dann wartete er lächelnd, bis er sah, daß der Gelehrte auch aufgehört hatte zu schreiben.

Ich bin fertig, mein Herr, sagte der König, wieder aus der Fensternische hervortretend.

Und ich auch, sagte Gottsched feierlich. Hören Euer Majestät nur, und nehmen Sie, um zu vergleichen, gefälligst das Buch zur Hand.

Er reichte es dem König dar und las dann mit lauter, näselnder Stimme:

„Mit ungleich glücklicherm Geschicke
Gebeut die Göttin zarter Pein,
Ihr Deine schönen Augenblicke
Zum Opfer noch einmal zu weih'n.
Der Holzstoß hebt an aufzugehen,
Der Altar glänzt, des Weihrauchs Düfte
Durchdringen schon die weiten Lüfte,
Das Opfer wird gedoppelt schön;
Durch Amor's Gluth ist es verflogen,
Und das Geheimniß wird vollzogen."

Nun, Majestät, fragte Gottsched stolz, finden Sie nun noch, daß die deutsche Sprache nicht schön und kurz französische Verse wiedergeben kann?

Der König lächelte. Ich bin erstaunt, sagte er, daß Sie diese schöne Strophe von Rousseau haben übersetzen können. Ich bedauere überhaupt, daß ich schon zu alt bin, noch deutsch zu lernen, und beklage wirklich, daß ich in der Jugend dazu weder Ermunterung noch Anleitung gehabt habe; ich würde

gewiß viele meiner Nebenstunden auf gute deutsche Uebersetzungen römischer oder französischer Schriftsteller verwendet haben.*) — Aber man kann das Verlorene nicht wieder einholen, und muß eben zufrieden sein mit dem, was man hat. Wenn ich selbst kein deutscher Dichter sein kann, so soll es mir wenigstens vergönnt sein, den großen und gelehrten Regenerator der deutschen Sprache in französischen Versen besingen zu können. Während Sie übersetzten, habe ich versucht, Sie zu besingen. Hören Sie also!

Und der König las dem entzückten Professor einige Verse vor, deren überschwengliches Lob ihn bezauberte, und deren feine Ironie er in der Sicherheit seines Stolzes nicht merkte. Mit erhöheter Stimme und einem anmuthigen neckenden Lächeln schloß der König:

C'est à toi, Cygne des Saxons,
D'arracher ce secrèt à la nature avare:
D'adoucir dans tes chants d'une langue barbare
Les durs et détestables sons.**)

Ah, Majestät! rief Gottsched, bei dem die Freude über das ihm gespendete Lob dies Mal den Zorn über die „langue barbare“ überwog; wie grausam und wie gütig Sie in einem Moment sind! Sie schmähen unsere arme Sprache und ertheilen mir zugleich ein so feines und echt königliches Lob. Cygne des Saxons! Das ist ein Epitheton ornans, welches eben so sehr Ihnen, dem königlichen Spender, als mir, dem glücklichen Empfänger, Ehre macht, und

*) Des Königs eigene Worte.
**) Oeuvres posthumes Vol. VII. p. 216.

welches, so hoffe ich, uns Beiden zur Verherrlichung dienen wird. Denn für einen König und Helden giebt es keinen höheren Ruhm, als wenn er Ehrfurcht hat vor den Männern der Wissenschaft, vor den auserlesenen Söhnen Apollo's und der Musen, und den Gelehrten, Künstlern und Dichtern wiederum gereicht es zum höchsten Ruhm, die Anerkennung der Könige und Helden verdient zu haben! — Sire, ich mache Ihnen in tiefster und dankbarster Ehrerbietung mein Compliment: Sie haben da ein meisterhaftes kleines Gedicht geschaffen, und wenn einst der Cygne des Saxons sein Schwanenlied singt, so wird er es singen zum Ruhm und Preis des großen Friedrich, des Cäsars seiner Zeit! —

Nun mein lieber Quintus, sagte der König lachend, als er Gottsched entlassen hatte, sind Sie zufrieden mit ihrem großen deutschen Gelehrten?

Quintus zuckte seufzend die Achseln. Sire, sagte er, ich muß leider bekennen, daß der große Gottsched ein wenig zu sehr mit dem Staub der Gelehrsamkeit sein Haupt bedeckt hat, und mehr Pedant als Lebemann ist.

Er ist ein aufgeblasener Narr! rief der König unwillig. Und nun glaube ich auch nimmermehr, daß er ein so großes Genie ist, wie Sie mich glauben machen wollen. Das wahre Genie ist bescheiden, und weil es ein hohes Ziel vor Augen hat, thut es sich selber nie genug, und ist nie zufrieden mit sich selber. Aber Leute, wie dieser Gottsched, die sich selbst auf den Altar stellen und vor sich niederfallen, um sich anzubeten, die haben ihren Lohn dahin und werden niemals etwas wahrhaft Großes leisten.

Aber Gottsched hat wirklich große und unver-

gängliche Verdienste, sagte Quintus Icilius eifrig. Er ist wirklich der Regenerator der deutschen Sprache, er hat sie in der That erlöst aus dem Barbarenthum, und sie zu der Sprache der Cultur und Wissenschaft erhoben. Ganz Deutschland verherrlicht ihn dafür, und wenn der Weihrauch, den man ihm aller Orten spendet, dem Gelehrten ein wenig in den Kopf gefahren ist, so ist das bei seinen ungeheuren Verdiensten wirklich zu verzeihen!

Und ich glaub's doch nicht, daß dieser Gottsched ein großer Mann, und am allerwenigsten, daß er ein Dichter ist, sagte der König lächelnd. Oder wenigstens, wenn so die deutschen Dichter und Gelehrten aussehen, so darf man es Niemanden verdenken, wenn man sich nicht unter die Traufe ihrer Gelehrsamkeit stellen mag. Hat dieser Mann nicht die Vermessenheit gehabt, von einer goldenen Zeit der Literatur, die in Deutschland schon unter meinem Großvater König Friedrich dem Ersten geblüht haben soll, mir zu erzählen, und war er nicht so verwegen, einige deutsche Scribler jener Zeit, deren barbarische Namen Niemand kennt, und die ich heute zum ersten Male gehört habe, mit Corneille, Racine, ja sogar mit Virgil zu vergleichen. Wiederhole Er mir doch die Namen dieser unbekannten Größen noch einmal, damit ich doch die Nebenbuhler der großen Dichter kenne!

Er sprach von Besser und Neukirch, sagte Quintus etwas kleinlaut, und ich muß bekennen, daß es freilich ein wenig kühn ist, diese mit Racine und Corneille vergleichen zu wollen. Aber vielleicht that er es nur, um die Aufmerksamkeit Euer Majestät auf diese Art zu erregen, denn es ist leider bekannt, daß der große Friedrich, der dem ganzen Deutsch-

land als ein Heros voranleuchtet, und den ganz Deutschland anbetet, den Deutschen vielleicht alles mögliche Gute, aber gewiß sehr wenig Geist, Gelehrsamkeit und Witz zutraut.

Der König wollte eben eine Antwort geben, als ein Lakay hereintrat und dem König einen Brief überreichte, den der Professor Gottsched so eben übersandt.

Der König nahm den Brief und sagte lächelnd zu Quintus: ich finde, daß Gottsched, mein Bruder in Apollo, mir wenigstens die Ehre erzeigt, mich vertraulich zu behandeln. Wahrhaftig, wäre ich anmaßend, so könnte ich mir zuletzt noch einbilden, seines Gleichen zu sein. Nun, sehen wir einmal, mit welcher Zuschrift uns der Cygne des Saxons beehrt hat.

Er öffnete den Brief und las, und während des Lesens erhellte sich sein Antlitz zu einem immer heitreren und spöttischeren Lächeln, und endlich brach er in ein lautes und frohes Lachen aus.

Guichard, sagte er, ich muß Ihnen selber dieses Poem des großen deutschen Sprachreinigers, Dichters und Gelehrten vorlesen. Sie sollen mir dann sagen, ob das nun gereinigtes edles Deutsch, ob das wirkliche Poesie ist! Hören Sie einmal!

Und der König trat mit affectirter heroischer Haltung, in der Art der heldenspielenden Schauspieler, einige Schritte vor, und las mit pathetischer, näselnder Stimme, ganz in der Weise, wie Gottsched selbst vorher gelesen, das folgende Gedicht:

Den Cäsar dieser Zeit, im Siegen wie im Schreiben,
Ehrt längst der deutsche Musenchor,
Sein eig'ner Werth hebt ihn empor,

Wie könnt' ihr Pindus ihm die Lorbeern schuldig
bleiben?
Monarch, den Deines Vaters Knecht
Auch ungenannt durch manches Lied erhoben,
Ist Dir kein deutscher Reim zu schlecht,
So wird er Dich gewiß bei später Nachwelt loben.
Doch Helden pflanzen Lorbeer-Haine;
Der Dichter blöde Hand bricht Zweige für ihr Haupt.
Dein siegreich Schwert ist längst umlaubt,
Und Dein Bewund'rer bleibt der

Deine
G.

Bemerken Sie gefälligst, fuhr der König mit angenommenem Ernst fort, daß Herr Gottsched sich hier als den Pindus des deutschen Musenchors vorführt, und daß er die Güte haben will, mich der späten Nachwelt für ihre Reime zu empfehlen. — Und jetzt sagen Sie mir, Quintus, ob das echte deutsche Poesie ist, und ob Sie auch recht in innerster Seele erwärmt sind von diesem erhabenen Gedicht?

Er sah Quintus dabei mit einem so neckischen Ausdruck an, daß dieser nicht länger im Stande war, seinen Ernst zu bewahren.

Sire, sagte er lachend, ich muß Ihnen meinen berühmten deutschen Gelehrten Preis geben, und es freimüthig bekennen, daß Euer Majestät leider Recht haben. Er ist ein unausstehlicher Narr und ein aufgeblasener Schwachkopf.

Nicht doch, er ist ein deutscher Gelehrter! rief der König pathetisch. Eine der großen Säulen, die den Tempel der deutschen Wissenschaft und Poesie tragen!

Sire, ich opfere Ihnen den deutschen Gelehrten, sagte Quintus, ich lege ihn nieder auf dem Altar

Ihrer gerechten Spottsucht. Möge Ihr scharfer Witz ihn zerreißen! Ich opfere Euer Majestät den Gelehrten, aber seien Sie dafür gnädig, Sire, und versprechen Sie mir, den deutschen Dichter gütig aufzunehmen!

Ich will's thun, sagte der König. Lassen Sie mich auch dieses Exemplar kennen lernen. Aber, Guichard, versprechen Sie mir Eins: wenn der deutsche Dichter dem deutschen Gelehrten gleicht, dann machen Sie mir keine Vorwürfe mehr, wenn ich von dem ganzen deutschen Gelehrten- und Dichterkram nichts mehr wissen will!

XII.

Gellert.

Gellert kam so eben aus der Universität zurück, wo er in dem großen Hörsaal seine Vorlesungen „über die Moral" eröffnet hatte. Ein überaus zahlreiches Publikum hatte sich auch dies Mal wie immer zu diesen Vorlesungen eingefunden, und war dem hinreißenden Vortrage des geliebten Meisters mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. — Als er den Katheder verließ, war die Versammlung, ganz wider die sonstigen akademischen Gewohnheiten, in ein lautes: Lebehoch! ausgebrochen, und Alle hatten sich herbeigedrängt, um den geliebten Lehrer, der eben erst von einer Krankheit erstanden war, dankbar auf seinem Lehrstuhl und in ihrer Mitte willkommen zu heißen.

Diese vielen Beweise der Liebe hatten Gellert, den zarten, empfindungsvollen deutschen Dichter tief ergriffen, und sein schwaches, stets leidendes Nervensystem so mächtig erschüttert, daß er ganz bleich und mit zitternden Knieen in seiner Wohnung anlangte, und sich erschöpft auf den ledernen Lehnstuhl im Fenster, dem einzigen Luxusmeuble seiner überaus einfachen Studirstube, niederließ.

Der alte Mann, der in dem anderen Fenster des Zimmers saß, und eifrig mit Lesen beschäftigt war, achtete gar nicht auf ihn, und obwohl Gellert mehrmals sich räusperte und dann bedeutungsvoll zu ihm herüberblickte, so schien dieser seine Gegenwart durchaus nicht bemerkt zu haben, sondern las ruhig weiter.

Conrad! rief Gellert endlich mit sehr freundlichem, bittendem Ton.

Herr Professor? fragte der Alte, indem er mißmuthig von seinem Buch emporschaute.

Conrad, mir scheint, Du könntest wohl aufstehen, wenn ich komme. Nicht so sehr aus Respect vor Deinem Herrn, sondern weil er schwächlich und kränklich ist, und Deiner Hülfe bedarf.

Herr Professor, sagte der Alte gelassen, ich wollte nur erst das Capitel, das ich eben angefangen, zu Ende lesen, und dann wollte ich auch aufstehen, Sie kamen nur ein bischen zu früh. Es ist also Ihre eigene Schuld, wenn ich noch weiterlesen mußte.

Gellert lächelte. Und was für ein Buch liesest Du denn so eifrig, mein alter Freund?

Die schwedische Gräfin, Herr Professor. Sie wissen wohl, es ist mein Lieblingsbuch, ich lese es jetzt zum zwölften Male, und ich meine immer noch,

daß ich niemals etwas so Schönes, Rührendes und Kluges gelesen habe. Es ist mir vollkommen unbegreiflich, Herr, wie Sie das gemacht haben, und wie Sie alle die schönen Geschichten in Ihrem Kopf behalten konnten. Wer hat Ihnen denn eigentlich das Alles erzählt?

Es hat's mir Niemand erzählt, ich habe es aus meinem eigenen Kopf und Herzen genommen, sagte Gellert freundlich. Aber nein, das ist ein sehr anmaßender Gedanke! Ich habe es nicht von mir selber empfangen, sondern von dem großen Geist, der den Dichtern gnädig ist, und ihnen zuweilen einen Funken seines göttlichen Lichtes gnädigst verleiht, damit sich unser Herz und unsere Phantasie daran erwärmen.

Jetzt verstehe ich Sie wieder nicht, Herr Professor, sagte Conrad unwillig. Warum reden Sie denn nicht so wie's da in dem Buch steht. Was die schwedische Gräfin sagt, das verstehe ich Alles ganz gut, denn sie spricht so wie jeder andere Mensch. Es ist überhaupt ein allerliebstes schönes und kluges Weib, und ich habe manchmal gedacht, Herr Professor —

Der alte Conrad zögerte und blickte seinen Herrn verlegen an.

Nun, Conrad, was hast du gedacht?

Ich habe manchmal gedacht, Herr, es wäre das Beste, wenn Sie die schwedische Gräfin heiratheten.

Gellert zuckte zusammen und ein leichtes Roth überflog seine Wangen. Ich, heirathen? rief er entsetzt. Der Himmel möge mich behüten, daß ich mich in ein solches Joch schmiede, und mein Haupt unter die Botmäßigkeit eines so launigen, eitlen, wetterwendischen, hochfahrenden, eigensinnigen, putz-

süchtigen, kaltherzigen Geschöpfs lege, als da ist ein Weib. Conrad, wie kommst Du auf den wahnwitzigen Gedanken, mich verheirathen zu wollen, da Du doch weißt, daß ich die Weiber hasse, nein, nicht hasse, aber so sehr fürchte, wie etwa ein Lamm den Wolf fürchtet, der es verschlingen möchte.

Na, Herr! rief Conrad ärgerlich, war denn etwa Ihre Mutter nicht auch ein Weib?

Ja, sagte Gellert nach einer Pause leise, und mit tief innigem Ton. Ja, sie war ein Weib, ein hochherziges, edles Weib. Sie war der goldene Stern meiner Kindheit, das heilige Ideal des Jünglings, wie sie jetzt da droben im Himmel der Schutzengel des Mannes ist. Es giebt kein Weib, welches ihr gleicht, Conrad. Sie war die Liebe, die Aufopferung, die Güte und Entsagung selber.

Es ist wahr, flüsterte Conrad leise, sie war eine brave Frau, die Frau Pastorin. Das ganze Städtchen liebte und verehrte sie, weil sie so gut, mildthätig und fromm war, und als sie starb, da war es, als ob wir alle eine Mutter verloren hätten.

Als sie starb, sagte Gellert mit vor Rührung zitternder Stimme, da war mit ihr mein Glück und meine Jugendlust gestorben, und als ich die erste Scholle Erde auf ihr Grab warf, da hatte ich ein Gefühl, als ob da drinnen in meinem Herzen etwas zerspränge, und dies Gefühl hat mich nie wieder verlassen.

Sie haben Ihre Mutter zu sehr geliebt, Herr Professor, sagte Conrad, und es kommt gewiß daher, daß Sie keine andere Frau lieben und heirathen wollen!

Herr Gott, Mensch, so rede mir doch nicht schon wieder vom Heirathen, rief Gellert entsetzt. Was

hat denn dies fatale Wort hier in meinem Studirzimmer zu thun?

Viel hat's darin zu thun, Herr, denn sehen Sie Sich nur um, wie kahl und elend es hier aussieht. Gar nicht ein bischen sauber, nett und zierlich, wie's bei einem so gelehrten und berühmten Herrn aussehen muß, und wie's aussieht, wenn eine junge nette Frau im Hause ist, die hübsche Meubles und schönes Leinenzeug mitbringt. Sie müssen gewiß heirathen, Herr, und zwar eine reiche Frau! So geht's nicht mehr, und so soll's nicht mehr gehen! Sie müssen eine Frau nehmen, denn von Ihrer Berühmtheit können Sie nicht leben.

Aber doch von meiner Stelle, Conrad, sagte Gellert fast ängstlich. Habe ich als außerordentlicher Professor nicht ein Gehalt von zweihundert und fünfzig Thalern? Bedenke doch, zweihundertundfünfzig Thaler! Das ist sehr viel für einen deutschen Dichter, und ich sage Dir, Conrad, ich kann mich sehr glücklich damit preisen. Es reicht ja hin, um meine Bedürfnisse zu bestreiten und schützt mich vor Elend und Noth.

Es könnte hinreichen, Herr Professor, wenn wir nicht gar so verschwenderisch und übermüthig wären. Ich bin ein alter Mann, und mir können Sie schon ein Wort zu Gute halten. Ich habe fünfzehn Jahre bei Ihrem Herrn Vater, unserem Herrn Pfarrer, als Knecht gedient, und Sie haben mich von ihm gewissermaßen geerbt. Ich darf also schon mitsprechen! Wenn's drauf ankommt, will ich mit Ihnen hungern und dursten, aber mich ärgert, daß wir hungern und dursten, ohne daß es nöthig ist. Haben Sie zum Beispiel heute schon zu Mittag gegessen?

Nein, Conrad, sagte Gellert verlegen. Ich hatte zufällig kein Geld bei mir, als ich aus der Vorlesung kam, und Du weißt, ich gehe nicht gern in's Speisehaus, wenn ich nicht gleich bezahlen kann.

Zufällig hatten Sie kein Geld? Sie hatten's wohl hier zu Hause vergessen?

Ja, Conrad, ich hatt's hier zu Hause vergessen!

Nein, Herr, Sie haben heut Morgen ihren letzten Thaler dem Studenten gegeben, der hieher kam, und Ihnen seine Noth klagte, und Ihnen erzählte, er habe seit drei Tagen nichts Warmes mehr gegessen, und so jämmerlich flennte und klagte. Dem haben Sie Ihr Geld gegeben, und das war sehr Unrecht, denn jetzt haben wir selber nichts.

Nein, Conrad, das war nicht Unrecht, sondern es war meine Pflicht. Er hungerte und ich war satt, er war arm und in Noth, und ich hatte Geld und saß in meinem warmen und bequemen Zimmer, folglich mußte ich ihm helfen.

Ja, das sagen Sie immer, Herr, und so geht immer all unser Geld zum Teufel, schmollte Conrad. Womit wollen wir uns nur zum Beispiel heute satt machen?

Nun, sagte Gellert nach einer Pause, wir werden Kaffee trinken und etwas Butterbrod dazu essen. Kaffee ist ein vortreffliches Getränk, und besonders Dichtern ungemein zuträglich, denn er belebt die Phantasie.

Und läßt den Magen leer! schaltete Conrad ein.

Um den zu füllen, haben wir Brod und Butter! Ach, Conrad, ich versichere Dich, wir wären manchmal zu Hause im Pfarrhofe meines Vaters sehr froh gewesen, wenn wir Kaffee und Butterbrod zu unserm Mittagsessen gehabt hätten. Wir waren

unser dreizehn Geschwister, dazu Vater und Mutter, und das Gehalt meines Vaters betrug nicht mehr als zweihundert Thaler. Conrad, er hatte weniger als ich, und hatte davon noch dreizehn Kinder zu ernähren.

Als ob Sie sich nicht schon von Ihrem eilften Jahre an selbst ernährt hätten, als ob ich nicht immer gesehen hätte, wie Sie die Nächte hindurch abschrieben, um sich Geld zu verdienen, und das zu einer Zeit, wo andere Kinder kaum wissen, was Geld, und noch weniger, was Arbeit ist!

Aber wenn ich meiner guten Mutter nachher das Geld brachte, das ich durch meine Abschriften verdient hatte, küßte sie mich so zärtlich, und nannte mich ihren tapfern und braven Sohn, und das war ein besserer Lohn für mich, als alles Gold der Welt. Und dann, als das nächste Weihnachtsfest kam, und wir Alle dreizehn so froh und glücklich um den Tisch mit dem Tannenbaum standen, und uns des Tellers mit Aepfeln und Nüssen und kleinen Geschenken, den Jeder bekam, so recht von Herzen freueten, da lag auf meinem Platz ein funkelnagelneuer Rock. Es war das erste Mal, daß ich einen Rock von neuem Tuch, und nicht aus den alten Talaren meines Vaters bekam. Und das Zeug zu diesem Rock hatte meine Mutter von dem Geld gekauft, das ich mir verdient. Sie hatte es immer gesammelt und gespart, und jetzt hatten sich die Abschriften in ein schönes Kleid verwandelt, das ich mit Stolz und Freude tragen konnte. Kein Rock sitzt so warm, als der, den man durch seine Arbeit verdient hat. Das selbstverdiente Kleid ist der Purpurmantel der Armen!

Aber wir hätten's nicht nöthig, arm zu sein, brummte Conrad. Und das ist's ja eben was mich kränkt. Wenn wir ordentlich Haus hielten, könnten Sie mit Ihren zweihundertfünfzig Thalern bequem und sorgenfrei leben. Aber Alles wird fortgegeben, und für Andere verthan, bis dann zuletzt für uns selber nichts übrig bleibt.

Wir sind aber noch niemals hungrig zu Bett gegangen, Conrad, und was unseren heutigen Tag anbetrifft, so werden wir auch nicht zu hungern brauchen. Kaffee, Brod und Butter ist da und morgen früh bekomme ich von meinem Buchhändler das Honorar für die vierte Auflage meiner Fabeln. Es ist nicht viel, aber ich denke, es werden doch gegen zwanzig Thaler sein, und damit werden wir eine Zeit lang leben können. Sei also nun wieder heiter, Conrad, und hörst Du, geh' in die Küche und besorge Kaffee, mich hungert wirklich ein bischen! Nun, Conrad, Du siehst noch immer verdrießlich aus. Hast Du noch einen Aerger im Hinterhalte?

Ja, Herr Professor, es muß heraus, ich habe noch einen Aerger! Der Pedell hat mir erzählt, daß die Universität Ihnen noch eine höhere Professorstelle angeboten hat, ist das wahr?

Ja, Conrad, es ist wahr! Sie wollten mich zum ordentlichen Professor machen.

Und Sie haben's nicht angenommen?

Nein, Conrad. ich hab's nicht angenommen. Ich hätte dann mehr Collegia lesen, den Professorensitzungen beiwohnen müssen, hätte viel Last gehabt, und wenn nun eines Tages sogar mich das Unglück getroffen hätte, Rector zu werden, so wäre ich ein verlorener Mann gewesen, denn da muß man Gastereien geben, die Würde der Universität repräsentiren,

und sogar, wenn fürstliche Personen herkommen, sie im Namen der Universität begrüßen und ihnen Reden halten! Nein, ich danke für solche Ehre! Mit großen Herren zu verkehren, darnach gelüstet es mich nicht, und ich ziehe es vor, als außerordentlicher Professor mit einem geringen Gehalt hier behaglich und ungenirt in meinem Studirzimmer zu sitzen, denn als ordentlicher Professor mit hohem Gehalt in den Vorzimmern der Großen scharmutziren zu müssen. Zudem bin ich kränklich, und meine Kränklichkeit würde mich verhindern, so viel Vorlesungen zu halten, als die Regierung es von einem ordentlichen, hochbesoldeten Professor verlangen kann. Man muß aber niemals Geld annehmen für das, was man nicht geleistet hat und nicht leisten kann. — Siehst Du, Conrad, das sind meine Gründe, warum ich die angetragene Stelle zum zweiten Male ausgeschlagen habe, und ich denke, Du wirst nun zufrieden sein, und mir nun eine recht schöne Tasse Kaffee kochen!

Eine Schande bleibt es doch immer, brummte Conrad, daß man von Ihnen sagt, Sie wären kein ordentlicher Professor. Aber das kommt Alles davon, daß Sie keine Frau haben! Wäre die schwedische Gräfin hier, dann würde es hier gewiß prächtig und schön aussehen und Ihr Studirzimmer würde so schön aufgeräumt und Sie selber würden immer so hübsch und sauber angekleidet sein, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, zu sagen sie wären kein ordentlicher Professor.

Aber das ist doch keine Beleidignng, Conrad! rief Gellert lachend, und in Deinem Sinne bin ich ja jetzt mehr, als ich sein würde, wenn ich die Stelle angenommen hätte. Denn jetzt bin ich und heiße ich ja ein „außerordentlicher" Professor.

Na, es ist mir lieb, daß die Leute wenigstens einsehen, daß Sie wirklich ein außerordentlicher Professor sind, sagte Conrad besänftigt. Nun will ich auch in die Küche gehen und Kaffee kochen. Aber halt, da fällt mir ein, daß ich Ihnen noch einen Brief zu übergeben habe, den vorher ein Bedienter gebracht hat.

Er nahm von dem Tisch einen Brief, und reichte ihn seinem Herrn dar; während dieser ihn erbrach, ging Conrad langsam und zögernd der Thür zu, offenbar begierig, von seinem Herrn den Inhalt des Briefes zu erfahren. Er war auch noch nicht bis zur Thür gelangt, als ein Ruf Gellert's ihn zu sich zurückrief.

Conrad, sagte Gellert mit zitternder Stimme, Conrad, höre einmal, was dieser Brief enthält!

Na, ich bin wirklich neugierig darauf, sagte Conrad mit freundlichem Grinsen. Lesen Sie doch!

Gellert nahm den Brief und begann: Mein lieber und verehrter Herr Professor! Erlauben Sie es einem Ihrer —

Hier stockte er, und ein tiefes Roth bedeckte seine Wangen. Nein, sagte er leise, ich kann das nicht lesen, es ist zu viel und zu überschwängliches Lob für mich darin. Lies Du selber!

Dummes Zeug, sagte Conrad, den Brief nehmend, der Herr Professor ist wahrhaftig so verschämt wie eine Jungfer. Sein Lob zu lesen, ist doch wahrhaftig keine Schande! Jetzt hören Sie zu:

„Mein lieber und verehrter Herr Professor! Erlauben Sie es einem Ihrer begeisterten und Sie grenzenlos verehrenden Schüler, Ihnen eine Bitte vorzutragen, und Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen. Ich bin äußerlich reich; Sie hat Gott mit

den reichsten und herrlichsten Gaben des Geistes und Herzens ausgestattet, aber weil er Sie so reich im Geist gemacht, hat er es versäumt, Ihnen äußern Reichthum zu geben. Ihr Gehalt ist nicht groß, aber Ihr Herz ist so groß und edel, daß Sie das Wenige, was Sie haben, noch den Armen und Leidenden geben, und Andere pflegen, während Sie selbst der Pflege bedürfen. Gönnen Sie, mein angebeteter Lehrer, auch Andern das Glück, was Sie sich selber so reichlich schaffen, das Glück, hülfreich zu sein, gönnen Sie mir die Freude, Ihnen, welcher mit den Armen sein Brod und mit den Leidenden seinen letzten Thaler theilt, eine kleine Beisteuer zu Ihrem Gehalt anzubieten, und Sie um die Erlaubniß zu ersuchen, Ihnen, so lange der gütige Gott Ihnen zur Freude Ihrer Schüler, und zum Stolz von ganz Deutschland, das Leben läßt, eine jährliche Pension von zweihundert Thalern zu zahlen. Der Banquier Farenthal ist angewiesen, Ihnen dasselbe vierteljährlich auszuzahlen, und wird morgen damit den Anfang machen.

Ihr dankbarer und Sie tief verehrender Schüler".*)

Vivat hoch, vivat hoch! jubelte Conrad, das Papier hoch emporschwenkend. Jetzt sind wir reich, jetzt können wir flott leben, und etwas darauf gehen lassen. Oh, jetzt will ich Sie schon pflegen, und Sie sollen mir alle Tage ein Glas Wein trinken, damit Sie wieder gesund werden, und im besten Speisehaus abonnire ich für Sie, und hole Ihnen

---

*) Es war der Graf Moritz von Brühl, Gellert's geliebtester Schüler, welcher demselben diese Pension von 1759 bis zu Gellert's Tode auszahlte, ohne daß Gellert jemals erfahren hat, von wem ihm dieselbe kam.

alle Tage das Essen hierher, damit Sie es in Ruhe und im Schlafrock verzehren können.

Gemach, gemach, Conrad! rief Gellert lachend. Vor lauter Freude über das Geld vergißt Du ganz den edlen Geber. Wer kann das sein? Wer unter meinen Schülern ist reich, hochherzig und zartfühlend genug, um so Viel und so zu geben?

Es ist Einer, der nicht will, daß Sie seinen Namen wissen, Herr Professor, rief Conrad fröhlich, zerbrechen wir uns also nicht den Kopf darüber! Aber jetzt, Herr, ist's nichts mit dem Kaffee und dem Butterbrod. Wir sind jetzt reich und brauchen nicht so jämmerlich zu leben. Ich gehe in's Speisehaus und hole Ihnen ein recht schön gebratenes Hühnchen, dazu etwas gekochtes Obst und ein Glas Wein.

Es ist wahr, sagte Gellert vergnügt, ein Hühnchen möchte meinem schwachen Magen ganz gut thun, und ein Glas Wein — Aber nein, Conrad, laß es bei'm Kaffee, wir haben kein Geld ein solches Mittagsessen zu bezahlen.

Nun, so borgen wir's. Morgen kommt das erste Quartal von Ihrer neuen Pension, und dann trage ich das Geld für das Essen hin.

Nein, Conrad, nein, sagte Gellert fest. Man soll niemals essen, was man nicht sogleich bezahlen kann. Geh' in die Küche und koche uns Kaffee.

Conrad war eben im Begriff, brummend und verdrießlich dem Befehl seines Herrn zu genügen, als ein lautes und heftiges Klingeln an der Vorthür der bescheidenen Professorwohnung ertönte.

Vielleicht schickt der Banquier das Geld schon heute! rief Conrad fröhlich, und mit hastigem Schritt eilte er von dannen, während Gellert den Brief nahm, und die Handschrift prüfend betrachtete.

Aber jetzt kehrte Conrad mit höchst wichtiger Miene zurück. Der preußische Major Quintus Icilius wünscht den Herrn Professor im Namen des Königs von Preußen zu sprechen, sagte Conrad feierlich.

Im Namen des Königs von Preußen! rief Gellert entsetzt zurücktretend. Was kann denn der große Kriegsheld von dem armen Gellert wollen?

Das will ich mir erlauben, Ihnen zu sagen, mein Herr, rief eine Stimme von der Thür her, und als Gellert sich umwandte, stand die hohe und glänzende Gestalt des preußischen Majors Quintus Icilius vor ihm. Verzeihen Sie, daß ich ohne Ihre Erlaubniß hier eintrete, allein Ihr Diener hatte die Thüren aufgelassen und da dachte ich —

Da dachten Sie, hoffe ich, daß Gellert sich freuen würde, einen Major des Königs, der noch dazu einen so schönen und berühmten Namen führt, in seiner armseligen Wohnung empfangen zu können, sagte Gellert freundlich, indem er Conrad winkte, das Zimmer zu verlassen, ein Wink, dem dieser nur zögernd und mit dem festen Vorsatze, draußen zu horchen, Genüge that.

Zuvörderst erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich freue, die Bekanntschaft eines so gelehrten und berühmten Mannes zu machen, wie der Professor Gellert es ist, sagte Quintus mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung vor dem Dichter, dessen kleine und schmächtige Gestalt dem Herrn Major kaum bis an die Schulter reichte. Sodann habe ich Ihnen den Grund meines Kommens zu melden. Se. Majestät der König von Preußen wünscht Sie kennen zu lernen, und sendet mich her, Sie sogleich zu ihm zu führen.

Sogleich! rief Gellert entsetzt. Aber mein Herr! Sie müssen es mir ansehen, daß ich krank und schwach bin. Es wird dem König an einem kranken Mann, der nicht reden kann, nicht viel gelegen sein.

Quintus zuckte die Achseln und blickte den armen Professor theilnehmend an. Es ist wahr, sagte er, Sie sehen nicht wohl aus, und ich kann Sie natürlich nicht zwingen, heute gleich mit mir zu gehen. Aber erlauben Sie mir nur diese Eine Bemerkung, daß, wenn Sie vermeinen, sich mit der heutigen Entschuldigung ganz von dem Gange loszumachen, dies Ihrerseits ein Irrthum ist. Der König hegt den Wunsch Sie zu sprechen, und es ist meine Aufgabe, Sie ihm zuzuführen. Können Sie also heute nicht, so muß ich morgen wiederkommen, und wenn Sie dann noch krank sind, übermorgen, und so alle Tage, bis Sie mitgehen können.

Aber das ist ja entsetzlich! rief Gellert angstvoll.

Quintus zuckte lächelnd die Achseln. Entschließen Sie Sich also, mein Herr, sagte er. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit! Um vier Uhr werde ich wiederkommen und bei Ihnen anfragen, ob Sie heute oder ein ander Mal gehen wollen!

Ja, thun Sie das, Herr Major, sagte Gellert aufathmend. Ich werde während der Zeit mein Mittagsessen nehmen, und dann sehen, wie mir zu Muthe ist.

Conrad, Conrad! rief Gellert, als Quintus Icilius ihn verlassen hatte, und sein Diener zu ihm eintrat. Conrad, hast Du die schlimme Botschaft gehört? Ich soll zum König von Preußen kommen!

Ich hab's gehört, sagte Conrad, und ich finde, daß das gar keine schlimme Botschaft ist, sondern

vielmehr eine recht große Ehre. Der König hat vor einigen Tagen auch den Professor Gottsched zu sich kommen lassen, und sich lange mit ihm unterhalten. Seitdem thut sein ganzes Haus, als ob Herr Gottsched der liebe Gott selber wäre, und als wenn sie Alle wenigstens die heiligen Erzengel wären. Drum ist's mir lieb, daß der König Ihnen auch die Ehre anthut, und Sie kennen lernen will.

Ach was, Ehre! murrte Gellert. So ein hoher Herr will sich einmal die deutschen Gelehrten ansehen, wie Andere in eine Menagerie gehen, und sich die Affen betrachten, um an ihren wunderlichen Sprüngen sich zu ergötzen. Es ist eine rein äußerliche Neugierde, welche diese Herren treibt, auch einmal so ein wunderliches Professorthier vor sich springen zu lassen; von unserem Geist wissen sie nichts. Es genügt ihnen, uns angesehen zu haben. Conrad, ich gehe nicht hin, ich werde heute und alle Tage krank sein! Wir wollen doch einmal sehen, ob dieser moderne Quintus Icilius nicht am Ende nachgeben muß!

Und der sonst so sanfte und nachgebende Dichter ging in heftiger Aufregung mit flammenden Augen und hochgerötheten Wangen in seinem Zimmer auf und ab, und wiederholte immer wieder: ich gehe nicht! Ich gehe nicht!

Sie gehen doch, Herr Professor, sagte Conrad, sich seinem Herrn gerade in den Weg stellend und ihn halb bittend, halb drohend ansehend. Sie gehen doch! Sie werden Ihrem alten Conrad die Freude gönnen, dem aufgeblasenen Bedienten des Herrn Gottsched sagen zu können, „mein Herr ist auch beim König von Preußen gewesen." Sie werden mir nicht die Beleidigung anthun, daß ich einem

Herrn dienen muß, der nicht bei dem König war, während Herr Gottsched da war.

Aber, Conrad! rief Gellert kläglich, wozu nützt es mir denn, daß ich es ausgeschlagen habe, ordentlicher Professor zu sein, um damit der Gefahr zu entgehen, Rector zu werden, und eines Tages veranlaßt zu sein, Königen und Fürsten Reden zu halten?

Das nützt dazu, sagte Conrad feierlich, das nützt dazu, der Welt zu zeigen, daß ein ordentlicher Dichter gar nicht nöthig hat auch ordentlicher Professor zu sein, um zu Königen und Fürsten gerufen zu werden! Herr, Sie müssen gehen, der König erwartet Sie, und wenn Sie nicht kommen, so sieht's aus, als wenn Sie's wie die Oesterreicher machen, und sich vor dem König von Preußen fürchten!

Es ist wahr, sagte Gellert, dessen heftige Aufwallung schon den ermahnenden Worten Conrad's gewichen war. Es sieht wirklich so aus, als ob ich mich fürchtete.

Und ein berühmter Mann muß sich vor Nichts fürchten, rief Conrad, selbst nicht vor einem König!

Nun, so sei es denn, sagte Gellert lächelnd. Ich will Dir den Gefallen thun, ich will schon heute zum König gehen. Aber vorher muß ich Kaffee trinken und Butterbrod essen. Denn wenn ich so mit nüchternem Magen zum König gehe, so könnte ich leicht ohnmächtig werden, und das wäre doch wahrhaftig eine Schande für Dich, Conrad.

Ich laufe schon und hole den Kaffee! rief der alte Diener, vergnügt der Küche zueilend.

XIII.

Der Dichter und der König.

Gellert hatte kaum sein frugales Mittagsmahl verzehrt, und seine Toilette ein wenig geordnet, als der Major Quintus schon wieder da war und den Dichter fragte, ob er noch immer zu unwohl sei, um ihn zum König begleiten zu können.

Unwohl bin ich noch immer, erwiederte Gellert mit einem traurigen Lächeln. Aber da mein Unwohlsein leider von der Art ist, daß es mich auch morgen und übermorgen und alle Tage nicht verlassen wird, und Sie alle Tage wiederkommen wollen, so ist es besser, gleich heute dem Befehl des Königs zu genügen. Ich bin also bereit Sie zu begleiten, mein Herr, lassen Sie uns gehen!

Er nahm den dreieckigen Hut, den Conrad ihm mit einem seligen Schmunzeln darreichte, und folgte dem Major nach dem prachtvollen Apelischen Hause, wo der König für diesen Winter sein Quartier genommen hatte.

Hören Sie, mein Herr, sagte Quintus, als sie jetzt die Treppen hinaufschritten. Verzeihen Sie mir eine Bitte! Der König hat Vorurtheile gegen die deutschen Dichter und Gelehrten, und es wäre doch gewiß für die deutsche gelehrte und dichterische Welt von dem unberechenbarsten Nutzen, wenn diese Vorurtheile schwänden, und der große König den Deutschen die Theilnahme und Aufmunterung zuwendete, die er bis jetzt den Franzosen und Italienern geschenkt. Bedenken Sie das, mein Herr, und suchen Sie durch Ihr gefälliges und einnehmendes Wesen den König zu gewinnen.

Ach, mein Gott, seufzte Gellert, ich verstehe durchaus nicht die Kunst mit den Großen dieser Erde umzugehen, zu schmeicheln und von Lob und Bewunderung überzufließen. Mein Herz und meine Manieren sind einfältiglich und sonder Prunk.

Und das gerade ist schön, sagte der Major lächelnd. Der König kann das aufgespreizte, prahlerische Gelehrtenthum nicht leiden. Seien Sie ganz Sie selber. Bilden Sie sich ein, in Ihrer Studirstube zu sein, und offen und frei mit einem hochgestellten Freunde, dem man einige Rücksichten der Höflichkeit schuldig ist, zu plaudern. —

Der König ging, auf seiner Flöte phantasirend, in seinem Zimmer auf und ab, als die Thür sich öffnete und der Major Quintus mit Gellert eintrat. Sofort legte der König die Flöte bei Seite, und ging mit seinem schönen und einnehmenden Lächeln dem Dichter entgegen, dessen sanftes und kluges Gesicht den Ausdruck vollkommenster Ruhe und Besonnenheit zeigte, und sich auch vor den strahlenden und durchdringenden Augen des Königs nicht verwirrte.

Ist Er der Professor Gellert? fragte der König mit einem leichten Neigen des Kopfes.

Ja, Euer Majestät, der bin ich, sagte Gellert sich tief verbeugend.

Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt, warf der König hin. Er hat viele von Seinen Schriften gelesen.

Das beweist, daß er ein sehr nachsichtiger und wohlwollender Herr ist, der sogar auf die deutschen Schriftsteller noch Hoffnungen setzt, erwiederte Gellert mit einem leichten Spott.

Der König lächelte, und vielleicht um ihn noch mehr zu reizen, fragte er rasch: Sage Er mir doch, wie geht es zu, daß wir keine guten deutschen Schriftsteller haben?

Quintus sah die Röthe, welche die blassen Wangen des Dichters überhauchte, und wollte einer vielleicht gereizten und unwilligen Antwort desselben zuvorkommen.

Oh, Majestät, sagte er, Sie sehen hier eben einen deutschen Dichter vor sich, den die Franzosen sogar übersetzt haben, und ihn den deutschen La Fontaine nennen!

Das ist viel, sehr viel, rief der König, dessen große Augen sich jetzt noch aufmerksamer auf das sanfte und ausdrucksvolle Gesicht Gellerts hefteten. Den deutschen La Fontaine also nennt man Ihn! Hat Er den La Fontaine gelesen?

Ja, Euer Majestät, aber ich habe ihm nicht nachgeahmt, sagte Gellert unbefangen. Ich bin ein Original!

Der König nickte lebhaft. Dieser ruhige Freimuth Gellerts gefiel ihm ungemein. Gut, sagte er, das ist also ein guter Dichter. Aber warum haben wir deren nicht Mehrere?

Gellert zuckte leicht die Achseln. Euer Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen!

Nein, das kann ich nicht sagen! rief der König lebhaft.

Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller! ergänzte Gellert.

Ja, das ist wahr, das kann ich nicht leugnen! Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Es fehlt uns auch daran nicht, Sire, sagte Gellert mit einem edlen Stolz. Wir haben einen

Maskow, einen Kramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

Wie? rief der König erstaunt, den Bossuet? Ach mein Herr, wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Kramer hat's gethan, und noch dazu mit großem Glück, sagte Gellert lächelnd. Einer von Euer Majestät gelehrtesten Professoren der Akademie hat gesagt, daß Kramer den Bossuet mit eben der Beredtsamkeit und mit tieferer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

Der König schien wirklich erstaunt, und ging einige Male gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab. Dann blieb er gerade vor Gellert stehen, und sah ihn scharf an. Hat's der Mann, der das gesagt hat, auch verstanden? fragte er.

Die Welt glaubt es, Majestät!

Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man gut übersetzen.

Tacitus ist schwer zu übersetzen, sagte Gellert lächelnd. Es giebt auch schlechte französische Uebersetzungen dieses Autors.

Da hat Er Recht! rief der König.

Und überhaupt, fuhr Gellert fort, überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, weshalb die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften sich hervorgethan haben! Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten, oder einem Ludwig dem Vierzehnten gefehlt, der die Gelehrten und Dichter seines Landes begünstigte und unterstützte.

Das war eine kühne und ziemlich derbe An-

spielung, welche der König indessen lächelnd aufnahm.

Er hat zwei Auguste in Sachsen gehabt, sagte er.

Und wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht! Es fehlt uns nur für ganz Deutschland ein Augustus!

Wie? rief der König lebhaft und mit blitzenden Augen. Will Er denn einen Augustus für ganz Deutschland haben?

Nicht eben das, sagte Gellert, aber ich wünsche, daß ein jeder deutsche Herr in seinem Lande die guten Genies aufmuntern möge. Das Genie bedarf der Aufmunterung, und wenn es die nicht in seinem Lande und von seinem Fürsten findet, wie soll es da die freudige Kraft des Schaffens sich bewahren?

Der König erwiederte nichts und ging nachdenklich einige Male auf und ab, von Zeit zu Zeit einen schnellen und forschenden Blick auf Gellert heftend, der in ruhiger Gelassenheit ihm gegenüberstand.

Ist Er gar nicht aus Sachsen fortgekommen? fragte der König endlich.

Doch, Sire, ich war einmal in Berlin.

Er sollte wieder dahin kommen! rief der König, und dann, gleichsam als bereue er es dem deutschen Dichter so viel Entgegenkommen bewiesen zu haben, fügte er hinzu: Er sollte überhaupt reisen.

Euer Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen.

Er ist krank? fragte der König mit weichem, theilnehmendem Tone. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert lächelte. Da Euer Majestät sie so nen-

nen, so mag sie so heißen, sagte er. In meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

Ich habe diese Krankheit auch gehabt, rief der König lachend. Ich will Ihn kuriren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Woche einmal Rhabarber nehmen.

Ach, Sire, diese Kur möchte für mich leicht eine neue Krankheit werden, sagte Gellert entsetzt. Wenn das Pferd gesünder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wenn es eben so krank wäre, so würde ich nicht von der Stelle kommen.

So muß Er fahren! warf der König lachend hin.

Dazu fehlt mir das Vermögen, Sire.

Ja, das ist wahr, rief der König, das fehlt immer den Gelehrten in Deutschland! Es sind jetzt wohl böse Zeiten?

Ja wohl, böse Zeiten, aber es liegt in Euer Majestät Händen sie zu bessern! Möchten doch Euer Majestät Deutschland den Frieden geben.

Kann ich's denn? rief der König heftig. Hat Er's denn nicht gehört, es sind ja Dreie wider mich!

Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte, erwiederte Gellert, der es nicht wagen mochte, dem König auf das Glatteis der Politik zu folgen.

Er kennt also die Alten wohl sehr genau? fragte der König. Was meint Er denn, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist.

Aber Virgil ist viel polirter und feiner.

Gellert schüttelte heftig den Kopf. Der deutsche Gelehrte hatte jetzt, da es sich um die Alten handelte, alle Scheu überwunden. Wir sind viel zu

weit vom Virgil entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können, sagte er lebhaft. Ich traue dem Quinctilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.

Man muß aber auch nicht ein Sclave von den Urtheilen der Alten sein! rief der König gereizt.

Das bin ich auch nicht, Sire, ich folge ihnen nur dann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Und daran thut Er denn allerdings recht, sagte der König freundlich. Er scheint mir überhaupt ein sehr verständiger, kluger Mann. Ich höre, Er hat viel für die deutsche Sprache gethan. Hat Er denn nichts gegen den Stylum Curiä geschrieben?

Ach ja, Majestät, aber es ist leider umsonst gewesen.

Warum wird denn das nicht anders? fragte der König. Ihr wollt Alle, daß ich mich für das Deutsche interessiren soll, und das ist eine so barbarische Sprache, daß ich oft ganze Bogen Geschriebenes bekomme, wovon ich kein Wort verstehe.

Das ist eben im Stylo Curiä geschrieben.

Aber warum wird das nicht anders?

Wenn Euer Majestät das nicht ändern können, so kann ich es gewiß nicht, sagte Gellert lächelnd. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen.

Aber Seine Gedichte sind nicht in diesem steifen, abscheulichen Deutsch geschrieben, nicht wahr? Kann Er nicht eine von Seinen Fabeln auswendig?

Ich zweifle, Majestät. Mein Gedächtniß ist mir sehr ungetreu.

Nun, besinne Er sich ein wenig, sagte der König. Ich will unterdessen hier auf und abgehen! — Nun, hat Er Eine?

Ja, Euer Majestät, sagte Gellert nach kurzem Besinnen, ich glaube, ich habe Eine!

Lasse Er hören, sagte der König, sich auf seinen Fauteuil setzend und seine Augen unverwandt auf Gellert heftend, der in freier, anmuthiger Haltung mitten im Zimmer stand, und seine hellen Blicke auf den König gewandt jetzt begann:

Ein kuger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihm bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n,
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verrathen sollte.
Der Maler wandte Vieles ein:
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
Oh, rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! Oh, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht.

Der Maler ward beschämt, gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.

„Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan!“
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

Und die Moral? fragte der König lebhaft, als Gellert jetzt einen Augenblick schwieg.

Hier ist die Moral, Sire:

Wenn Deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist das schon ein böses Zeichen,
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.

Das ist schön, sehr schön! rief der König lebhaft. Er hat so etwas Galantes in seinem Wesen, und was Er sagt verstehe ich Alles. Da hat man mir aber eine Uebersetzung der Iphigenie von Gottsched gebracht, und der Quintus hat sie mir vorgelesen! ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch gebracht, den habe ich weggeworfen.

Euer Majestät, den werfe ich auch weg, sagte Gellert lächelnd.

Der König nickte ihm mit einem wohlwollenden Lächeln zu. Wenn ich hier bleibe, sagte er, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen, und mir daraus vorlesen.

Gellert's Stirn umwölkte sich leicht. Ich weiß nicht, ob ich ein guter Vorleser bin, sagte er verwirrt, ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

Ja, wie die Schlesier! rief der König lächelnd. Aber es klingt ganz gut. Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Besuche Er mich also bald wieder und bringe Er seine Fabeln mit! —

Vergessen Sie nicht die Bitte des Königs, sagte Quintus Icilius, als er Gellert wieder heimwärts geleitete. Besuchen Sie ihn bald wieder, und seien Sie überzeugt, daß Sie niemals vergeblich gehen sollen. Ich werde schon Sorge tragen, daß der König Sie jedesmal empfängt, wenn Sie kommen.

Gellert schaute lächelnd zu dem Major empor. Lieber Herr, sagte er, ich bin in vielem Betracht ein recht altmodischer Mann, und lese zum Beispiel zu meiner Belehrung viel in der heiligen Schrift. Im Jesus Sirach habe ich gelesen: „Dränge dich nicht zu den Königen," und dieses Wort kommt mir so weise vor, daß Sie mir schon erlauben müssen, es wörtlich zu nehmen und mich darnach zu richten.

Er verabschiedete sich hastig und eilte seiner Wohnung zu, während der Major langsam, und in seinem Innersten Gellert fast beneidend um sein schönes und zugleich bescheidenes Unabhängigkeitsgefühl, zu dem König zurückkehrte.

Quintus, sagte der König freundlich, dies Mal bin ich ihm dankbar für eine neue deutsche Bekanntschaft. Der Dichter war besser wie der Gelehrte. Gellert ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten und Dichtern. Ein ganz anderer Mann, als Gottsched, der mit so vielem Prunk des Wissens auftritt. Und doch wird Gellert ihn weit überdauern, und vielleicht der einzige Deutsche aus dieser Zeit sein, der auf die Nachwelt kommt. Er arbeitet zwar nur in einem kleinen Genre, aber in diesem mit vielem wirklichen Glück und Geschick.*)

*) Des Königs eigene Worte, wie denn überhaupt die ganze Unterredung mit Gellert genau historisch ist.

XIV.

Der König und der Dorfschulze.

Im Dorfe Woiselwitz, unweit des schlesischen Städtchens Strehlen, war heute eine lebhafte und ganz ungewöhnliche Bewegung. Die Fouriere der königlichen Armee waren in's Dorf gekommen und hatten die nahe Ankunft des Königs verkündet. Dann waren sie weiter gegangen, um auf den nächsten Dörfern Quartier zu machen für die Armee, welche nach so vielfachen Strapatzen und Leiden wohl der Ruhe und Erholung bedurfte. Denn allerdings hatte sie schwere und trostlose Zeiten durchlebt, und in dem Hungerlager von Bunzelwitz war dem Stärksten der Muth gebrochen, war der Geduldigste verzagt worden. Nur der König allein hatte seinen Muth, seine Besonnenheit, seine Thätigkeit und Energie bewahrt, er allein hatte ohne Klage die härteste Noth, die bittersten Entbehrungen erduldet. Von übermächtigen Feinden rings umstellt, hatte sein großer und kühner Geist diese Verschanzungen ersonnen, mit denen er sein weites Lager umgab, und die den Feind mit staunender Verwunderung erfüllten. Weder Daun noch Loudon, noch Tschernitschew und Butturlin hatten es gewagt dieses verschanzte Lager anzugreifen, das sich unmittelbar unter ihren Augen plötzlich zu ihrem Staunen zu einer unnahbaren Festung verzaubert hatte. Müßig und bewundernd standen sie diesem kühnen, nie zu bezwingenden Feind gegenüber, den sie so oft schon vermeint hatten, vernichten zu können, und der immer wieder mit Löwenkühnheit die

Netze zerriß, die sie um ihn gespannt. — Aber wenn die Verbündeten es nicht wagen mochten, den König in seiner Verschanzung anzugreifen mit ihren Kanonen und ihren Schwertern, so versuchten sie es ihn anzugreifen mit einer anderen, einer furchtbareren Waffe, mit dem Hunger. Ein Riesenkranz von geharnischten Feinden umgab also rings und in nächster Nähe das verschanzte Lager von Bunzelwitz, machte es dem König unmöglich seiner Armee neue Zufuhr an Nahrung zuzuführen, und lauerte mit nie ermattender Wachsamkeit auf jede Bewegung der Umlagerten, bereit jedes Versehen zu benutzen, von jedem Fehler Vortheil zu ziehen. —

Aber auch der König war wachsam und kampfgerüstet, er verwandelte die Nacht in Tag, den Tag in Nacht, um immer bereit, immer gerüstet zu sein. Denn da man am Tage genau die Bewegungen im Lager der Verbündeten beobachten konnte, genügten einige an dem äußersten Rande der Verschanzungen aufgestellte Schildwachen, um den Feind zu beobachten, und die preußische Armee konnte sich alsdann sorglos dem Schlummer und der Ruhe überlassen. Aber bei Nacht mußte man wachen: sobald der Abend hereinbrach, wurden die Zelte abgebrochen, das Gepäck unter die Kanonen von Schweidnitz geschickt, und hinter ihren Verschanzungen stellten sich alle Regimenter in Schlachtordnung unter's Gewehr, in athemloser Spannung auf jedes Geräusch horchend, ob es vielleicht das Nahen des heranrückenden Feindes ihnen bedeute. Fußvolk, Reiterei und Geschützmacht standen bereit, ihn zu empfangen, und Jedermann war fest entschlossen den ruhmvollen Tod in der Schlacht der Unterwerfung und Ergebung vorzuziehen. Und trotz dieser Strapatzen und Krie-

gesnoth blieb das Heer unverzagt, denn der König theilte ihre Gefahr und ihre Noth, er wachte die Nächte mit ihnen*), er war immer unter ihnen, er hungerte und darbte mit ihnen. Wenn die Soldaten der warmen Speisen und des Fleisches entbehren mußten, so hatten sie wenigstens den Trost, daß der König es mit ihnen entbehrte, daß er nicht an wohlbesetzter Tafel schwelgte, während sie darbten, und das stärkte ihr Bewußtsein und machte sie standhaft und freudig im Entbehren.

Aber wenn die Preußen den Heroismus des Duldens hatten, so besaßen ihre Gegner nicht den Heroismus der Geduld und des Ausharrens. Butturlin, der neuernannte russische Heerführer, zog sich, des langen Wartens müde, von Bunzelwitz mehr rückwärts nach Polen hin, und Loudon, sich jetzt in seiner isolirten Stellung nicht mehr sicher genug haltend, verließ dieselbe und zog sich in's Gebirge zurück.

Nach vierwöchentlicher Qual und Noth war das preußische Heer wieder erlöst, und konnte die Verschanzüngen verlassen, es konnte ausruhen von seinen Strapatzen. Dazu sollte es die Kantonnirungen in der Nähe von Strehlen beziehen, und dazu begab sich der König mit seinem Generalstab nach Woiselwitz.

Das Haus des Schulzen von Woiselwitz war dazu auserseben, den hohen Gast aufzunehmen, und

---

*) Der König brachte jede Nacht in einer der Schanzen bei einer der Hauptbatterien zu, ohne alle Bequeml.chkeit, der Kälte und dem Nachtfrost ausgesetzt, wie der geringste Soldat. Nur einmal wie er eben in Begriff war Abends in eine der Verschanzungen zu reiten, hörte man ihn zu etnem seiner Diener sagen: „nimm heute ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder auf der nassen Erde liegen muß.“ — Preuß: II. S. 288.

der Schulze, stolz auf diese ungemeine Ehre, schmückte mit geschäftiger Eile seine Zimmer und trieb seine Mägde scheltend und bramarbasirend hin und her, um Alles so schön und stattlich wie möglich für den königlichen Gast herzustellen.

Bedenkt nur, sagte er zu ihnen, daß es der König ist, welcher hier wohnen soll, und daß der wüthend wird, wenn die Dielen nur irgend einen Schmutzfleck, die Fensterscheiben irgend eine trübe Stelle haben. Denn er trägt natürlich wundervolle Kleider, ganz übersäet mit Perlen und Brillanten, und mit Gold und Silber gestickt. Was wäre das nun also für ein fürchterlicher Schade, wenn er sich hier so ein Kleid ruinirte und staubig machte, oder wenn er seine goldgestickten Seidenschuhe auf dem unsauberen Fußboden beschmutzte. Er würde natürlich wüthend werden, denn das Geld ist ihm heuer auch ein bischen knapp, und die Schneiderrechnungen sind ihm daher just ebenso unbequem, wie uns anderen Erdenwürmern.

Endlich, Dank seinem Schelten und Treiben, war des Schulzen Haus ganz würdig und bereit, den König und Helden zu empfangen. Das Vorderzimmer war frisch gescheuert und mit weißen, schön gewaschenen Gardinen versehen. Der gescheuerte Tisch war zierlich genug mit einem weißen Damasttuch überdeckt, und in dem mit einigen Blumentöpfen gezierten Fenster prangte sogar ein mit Leder bezogener Großvaterstuhl, den der Schulze mit pathetischem Ernst „den Königsthron" nannte. Die weißgestrichenen Wände waren verziert mit einigen Portraits der preußischen Königsfamilie, und das unähnliche Bildniß des Königs hatte der Schulze in sinniger Aufmerksamkeit mit einem Kranz

von Immergrün und Astern, den letzten Blumen des tiefen Herbstes geschmückt. Im Alkoven neben dem Zimmer aber stand das großmächtige Himmelbett mit frischen Gardinen und weißen schwellenden Betten versehen, ganz bereit, den König aufzunehmen.

Nachdem der Schulze noch einmal prüfend diese glänzende Wohnung überschaut und gesehen, daß Alles gut war, stellte er sich unter die Thür seines Hauses und schaute mit gespanntem Blick die Straße hinauf. Sein Herz klopfte hoch vor Erwartung und Freude, sein ganzes Wesen war in Aufruhr und Bewegung, denn er sollte heute zum ersten Male in seinem Leben einen König sehen, und in der ungeduldigen Neugierde seines Herzens fragte er sich: wie mag denn ein König nur aussehen? Wie groß und mächtig müssen seine Augen wohl sein! Ich denke mir, er muß aussehen wie eine Sonne, und so flimmern und blitzen vor lauter Herrlichkeit, daß Einem die Augen übergehen wenn man ihn ansieht!

Ganz in diese Gedanken vertieft, achtete er gar nicht auf die kleine Cavalcade, die eben die Landstraße dahergeritten kam und aus drei Reitern bestand. Derjenige, welcher den beiden anderen voranritt, war eng in einen alten, fast abgeschabten blauen Mantel eingehüllt. Der abgegriffene dreieckige Hut war tief über die Stirn gedrückt, und beschattete seine Augen und sein bleiches, eingefallenes Antlitz. Die Füße, welche er lose und nachlässig durch die Steigbügel gesteckt, waren mit Stiefeln bekleidet, welche sehr der Ausbesserung bedurften, und kraus und schlottrig über die Wade hingen. Seine beiden Begleiter bildeten indeß einen angenehmen Contrast zu dieser unscheinbaren Gestalt. Sie trugen die

glänzende Uniform preußischer Stabsofficiere, Alles an ihnen war daher sauber und elegant, und gefiel dem Schulzen gar sehr.

Diese drei Männer machten jetzt vor dem Hause Halt, und zu der größten Verwunderung des Bauern schwangen sich die beiden stattlichen Officiere rasch von ihren Pferden und eilten zu dem Mann im blauen Mantel hin, um ihm beim Absteigen behülflich zu sein. Aber er winkte ihnen mit der Hand zurückzutreten, und schwang sich leicht aus dem Sattel, dann schritt er ruhig und wie Einer, der das Recht dazu hat, auf die Hausthür zu. Der Schulze aber versperrte ihm den Weg, und den Fremden mit vornehmen Blicken musternd, sagte er stolz: vermuthlich gehört Ihr zu den Bedienten des Königs, und wollt deshalb hier so dreist in mein Haus eintreten. Das geht aber nicht an, denn hier bei mir wohnt der König ganz allein. Wenn Ihr zu den Bedienten gehört, so müßt Ihr weiter hinauf zu meinem Nachbar gehen, dort ist für diese Quartier gemacht.

Der Fremde lächelte, und wie er jetzt seine großen Augen mit einem flammenden Blick auf den Schulzen heftete, trat dieser fast erschrocken einen Schritt von der Hausthür zurück, und es war ihm wirklich, als habe die Sonne ihn geblendet.

Ich gehöre nicht zu den Bedienten des Königs, sagte der Fremde heiter, aber er hat mich zu Tisch geladen.

Dann ist's gut, sagte der Schulze. Dann geht in's Haus, aber nicht in das Prachtzimmer, sondern hier links in diese Kammer, und da bürstet Euch die Stiefel ab, denn der König würde gewiß sehr böse werden, wenn Ihr mit den staubigen Stiefeln zu ihm kämt!

Der Fremde lachte laut auf und trat in das Haus ein. Erlaubt nur, daß ich in das Prachtzimmer gehe, sagte er, der König wird mir meine bestaubten Stiefel schon verzeihen.

Er winkte den beiden Officieren, ihm zu folgen, und ging in das Zimmer, dessen Thür weit geöffnet blieb. —

Der Schulze achtete nicht weiter auf ihn, er trat in die Hausthür zurück und schaute die Straße hinab nach dem König, auf dessen Pracht er so begierig war, und dessen Herrlichkeit ihn verblenden sollte wie die Sonne.

Indeß der König kam noch immer nicht, sein Glanz leuchtete noch immer nicht die Straße daher. Statt seiner aber kamen Generale mit ihren goldenen Epaulettes, mit glänzenden Ordenssternen auf der Brust, und sie traten in das Haus ein und schritten, ohne den Schulzen um Erlaubniß zu fragen, in das Prachtzimmer hinein.

Sie erwarten Alle den König, murmelte der Bauer in sich hinein, ich werde ihn aber zuerst sehen. Wie herrlich und glänzend diese Herren Alle anzuschauen sind, und wie wundervoll muß nun also der König aussehen, da er doch der Vornehmste von ihnen Allen ist. — Der König kommt noch immer nicht, so weit ich auch die Landstraße hinaufschaue. So will ich mir zum Zeitvertreib die vornehmen geputzten Herren in der Stube anschauen.

Er schlich leise nach der Thür, und blickte um die Ecke in das Zimmer hinein. Dann zuckte er wie in jähem Schreck zusammen, und schaute mit starren Augen auf die wunderbare Scene, welche er da vor sich sah.

Er sah da alle diese vornehmen Herren in den

goldgestickten Uniformen mit entblößtem und ehrfurchtsvoll geneigtem Haupt an den Wänden umherstehen; in der Mitte des Zimmers aber stand der Fremde mit den bestaubten Stiefeln. Er allein hatte den Hut auf dem Kopf, er allein trug keine Epaulettes und keine Ordenssterne; sein Uniformrock war ganz einfach und ohne alle Verzierung, und doch, — es war merkwürdig und ganz unbegreiflich, doch schien es dem Schulzen jetzt, als ob dieser Fremde der vornehmste und herrlichste von allen Anderen sei. Er war kleiner, wie sie Alle, und schien doch viel größer zu sein, denn sie Alle standen gebeugt um ihn her, er allein stand stolz aufgerichtet und gerade. Es lag etwas Herrliches, Prächtiges in seinem Angesicht, und wie jetzt sein flammendes Auge im Zimmer umherleuchtete, da war es dem Schulzen wieder, als habe ihn die Sonne geblendet, und er wollte erschrocken und mit niedergeschlagenen Augen von der Thür zurückschleichen.

Aber des Fremden Auge ruhte jetzt auf ihm, und bannte ihn fest. Bleibt doch so lange hier, bis der König kommt, sagte der Fremde lächelnd.

Der Bauer erwiederte dieses Lächeln mit einem verlegenen Grinsen. Ich sehe wohl, Herr sagte er, Sie wollen mich zum Narren halten. Der Herr ist wohl gar der König selbst.

Der König nickte und wandte sich lächelnd zu dem neben ihm stehenden Fürsten von Anhalt. Sehen Sie da, sagte er, was es mit der Gottähnlichkeit und der leuchtenden Glorie der Könige von Gottes Gnaden für eine precaire Sache ist. Der Mann hielt mich für einen Bedienten des Königs, und seine blöden Augen wurden nichts gewahr von meiner angeborenen Herrlichkeit.

Euer Majestät haben ganz Recht, erwiederte der

Fürst lächelnd, dieser Bauer hat eben blöde Augen, die nicht zu sehen vermögen.

Der König nickte ihm freundlich zu und begann dann ein ernstes Gespräch mit ihm, und die Generale standen geneigten Hauptes umher, und lauschten mit ehrfurchtsvoller Aufmerksamkeit auf jedes seiner Worte.

Der Schulze stand noch immer an der Thür, und es schien ihm jetzt, als habe er wirklich niemals etwas Prächtigeres gesehen, als diesen Mann mit den bestaubten Stiefeln, dem einfachen Rock und dem abgegriffenen Hut, dessen Antlitz aber so herrlich war, und dessen Augen so glänzend, wie funkelnde Sterne.

Ach, sagte er zu dem königlichen Lakayen, der eben zu ihm trat, das ist also wirklich der König? Der König von Preußen, der uns der Kaiserin abgewinnen will, und nun schon fünf Jahre um uns kämpft?

Ja, das ist der König.

Von heute an bin ich gut preußisch gesinnt, fuhr der Schulze entschlossen fort. Ja, wahrhaftig, gut preußisch gesinnt. Der König von Preußen geht sehr schlecht angezogen, das ist wahr, aber ich denke mir, er thut's, um seine Bauern nicht zu drücken und ihnen nicht so viele Steuern aufzuerlegen.*)

Er wischte sich mit dem Rockärmel eine Thräne der Rührung aus den Augen, und folgte dann dem Lakayen in die Küche, um ihm beim Auftragen der Speisen behülflich zu sein.

---

*) Nicolai. Anecdoten und Characterzüge. Heft 11. S. 86.

XV.

Der Heirathsantrag.

Einige Tage waren seit dem Einrücken des Königs in Woiselwitz vergangen. Der König wohnte noch immer in dem Hause des Schulzen, und die Generale waren in den Bauerhäusern des Dorfes einquartirt, oder cantonirten mit ihren Regimentern auf den benachbarten Dörfern. — Der König lebte still und abgeschlossen in seinem Hause, seinen Sorgen und seinem Gram hingegeben; er speiste ganz allein in seinem Zimmer und sprach mit Niemand, oder wenn er es that, so waren es nur einzelne ernste Bemerkungen. Der Scherz war auf seinen Lippen verstummt, und niemals mehr sah man ihn lächeln, niemals hörte man ihn die Flöte spielen. Der Gram, welcher das Herz des Königs bedrückte, war zu herber und finsterer Art, als daß er ihn den weichen und schmelzenden Tönen seiner Flöte hätte anvertrauen mögen, als daß sie ihm hätte Trost gewähren können.

Eine furchtbare, eine entsetzliche Nachricht war dem König hierher nach dem Lager Strehlen gefolgt. Sie hatte ihm diese so lange entbehrten Tage der Ruhe vergiftet, sie hatte ihm die düstere Zukunft mit noch düstreren Trauerschleiern umhüllt.

Schweidnitz, die starke, so lange mit so viel Anstrengung bewahrte Festung Schweidnitz, der Schlüssel von Schlesien war gefallen, hatte den Oesterreichern sich übergeben, und damit war dem König die wichtigste Errungenschaft der letzten Jahre, damit war ihm Schlesien wieder streitig gemacht. Er blickte

trauernd zurück auf all das vergeblich vergossene Blut, auf die vergeblich gewonnenen Schlachten, er blickte trauernd vorwärts auf die Jahre des Blutes und der Schlachten, die nun nachfolgen mußten. Und er sehnte sich so sehr nach der Ruhe, nach Frieden, er war des Blutvergießens und des Krieges überdrüssig; wie ein strahlendes Bild der Seligkeit schwebte zuweilen sein geliebtes Sanssouci an seiner Seele vorüber, und er träumte von seiner stillen Bibliothek und den schönen Gemälden seiner Gallerie. Aber dennoch blieb sein Muth ungebeugt, dennoch wollte er lieber sterben und die Qual dieser ruhelosen Tage noch länger erdulden, als den ungünstigen und demüthigenden Frieden eingehen, den seine stolzen und von ihren letzten Erfolgen übermüthig gemachten Feinde ihm zu bieten wagten.

Sie standen ihm machtvoll und in ungeheurer Ueberlegenheit gegenüber, aber der König blieb unerschüttert. Mit weniger eigenem Volk und Bundesgenossen zerstörte Alexander den persischen Staat, sagte er, aber zum Glück steht an der Spitze meiner Feinde kein Alexander!

Er verzagte nicht, und doch glaubte er nicht mehr an den Sieg, — aber er wollte einen ehrenvollen Tod einem demüthigen Frieden vorziehen. Er wollte lieber mit dem großen, ruhmvollen Preußen, welches Er groß gemacht, in Trümmern zusammenfallen, als mit ihm wieder zu der früheren Kleinheit und Unbedeutendheit zurückkehren. — Man bot ihm den Frieden, aber einen Frieden, bei dem er die eroberten Lande wieder herausgeben, den siegreichen Feinden die Kosten des Krieges ersetzen sollte. Der König hielt diese demüthigenden Anerbietungen nicht einmal einer ablehnenden Antwort würdig, sondern be-

fahl dem Gesandten, welchen er dazu ernannt hatte, in Augsburg mit den Gesandten seiner Feinde über die Friedensbedingungen zu unterhandeln, sofort die Rückreise anzutreten.

Es ist wahr, sagte der König zu seinem Vertrauten Le Catt, ganz Europa hat sich wider mich verbündet, alle großen Mächte haben meinen Untergang beschlossen, und der einzige Freund, welchen ich in Europa noch besaß, England, hat sich auch jetzt von mir abgewendet. Aber einer ist mir treu geblieben, das ist mein Degen, und wenn die erhabenen Kaiserinnen nicht meine Freundinnen sind, so ist doch die Ehre dafür meine treue Freundin, welche mich niemals verlassen, welche mich in's Grab begleiten soll! Und dann, wenn mir in Europa keine Freunde und Bundesgenossen geblieben sind, so mag ich deren vielleicht in anderen Welttheilen finden, und Asien mag mir die Hülfstruppen zusenden, die Europa mir versagt. Wenn Rußland mein Feind ist, so kann die Türkei dafür meine Freundin werden, und wer weiß, ob ein Bündniß mit den sogenannten Ungläubigen für Preußen nicht mehr werth ist, als ein Bündniß mit den rechtgläubigen Russen sein würde! Diese nennen sich Christen und sind rohe Barbaren, die ebenso sehr mit Lüge, Intrigue, Hinterlist und Verrath, als mit den Waffen kämpfen. Der Moslem aber ist wenigstens ein ehrlicher Mann und ein tapferer Soldat dazu. Wenn er seinen Gott Allah und seinen Christus Muhamed nennt, so mag Gott darüber mit ihm rechten, ich hab's nicht nöthig, denn was hat der Glaube mit den Dingen dieser Welt zu thun! Uebrigens sind die Türken und Tartaren vielleicht bessere Christen als die Russen!

Euer Majestät denken also allen Ernstes an ein

Bündniß mit den Türken und Tartaren? fragte Le Catt verwundert.

Ich denke so ernst daran, sagte der König feurig, daß ich seit Jahr und Tag auf ein solches Bündniß hinarbeite, und keine Kosten, kein Gold, keine Mühe gescheut habe, um es zu erreichen. Einmal schon war es mir fast gelungen; die Pforte war einem solchen Bündniß geneigt und mein Gesandter, der Rexin, war mit Bewilligung des Groß-Veziers Mustapha und auf seinen Rath verkleidet und heimlich nach Konstantinopel gekommen. Die Unterhandlungen waren fast schon beendet, als die Gesandten von Frankreich und Rußland meinen Plan entdeckten, und ihn durch unerhörte Bestechungen, durch Lügen und Intriguen aller Art zu hintertreiben wußten. Mustapha nahm seine Versprechungen zurück, und mir ward nur die Antwort, „daß die hohe Pforte zur Befestigung des guten Einvernehmens mit dem König von Preußen ein anderes glückliches Jahr erwarten werde, so Gott der Allmächtige wolle.“*) — Es hat lange gedauert, bis dieses Jahr gekommen, aber jetzt hoffe ich, ist es da, und dieses lang ersehnte Bündniß wird endlich geschlossen werden. Die letzten Berichte meines Gesandten in Konstantinopel lauten günstig; der weise und energische Groß-Vezier Raghib, der erste selbstdenkende, und neue Bahnen brechende türkische Staatsmann, hat Rexin versprochen, dieses Bündniß bei dem Sultan durchzusetzen, und jetzt darf ich täglich einem Courier entgegensehen, der mir entscheidende Botschaft sowohl vom Sultan als vom Tartarchan bringt.

Le Catt blickte mit ehrfurchtsvollem Staunen in

---

*) Hammer. Geschichte des Osmanischen Reiches. VIII. 190.

das edle, erregte Antlitz des Königs. Oh Sire, sagte er tief gerührt, verzeihen es mir Euer Majestät, wenn mein übervolles Herz einmal überwallt in Freude und Entzücken, wenn ich es einmal wage, Ihnen meine Liebe, meine Bewunderung in Worten auszudrücken. Es ist ein so göttlich schönes Schauspiel, im Brausen des Sturmes die stolze Eiche zu sehen, welche unerschüttert und fest dasteht, und ihre Krone nicht beugt unter dem Zorn der Elemente, sondern ihnen Trotz bietet mit ihrer Hoheit und Ruhe. Aber ein noch erhabneres, noch größeres Schauspiel ist es, einen Menschen zu sehen, der mit leuchtenden Augen den Stürmen des Unglücks Trotz bietet, der, im Bewußtsein seiner eigenen Kraft, allein auf sich selber gestützt, dem Schicksal sich entgegenstellt, und dem Unglück Aug' in Auge schaut. Das Unglück aber ist wie der wüthende Löwe der Wüste. Wenn ein Mensch mit klarem Aug' und festem Herrscherblick ihm gegenübertritt, so verstummt es und schmiegt sich demüthig zu den Füßen des Menschen hin, in dessen Blick es den Gott erkannt hat! — Solch ein erhabenes Schauspiel des Menschengottes, der den Löwen Unglück bezwingt, bietet mein König der staunenden Welt! Was Wunder, daß ich, der es in der Nähe erschaue, von Andacht und Anbetung erfüllt, endlich meiner Begeisterung Worte, meinem Entzücken Ausdruck geben muß! Ich habe Euer Majestät inmitten der siegreichen Schlacht und im Vollgefühl der Siege gesehen, aber niemals haben die Lorbeern auf Ihrer Stirn in so göttlichem Glanze gestrahlt, als in den Tagen des Unterliegens und des Unglücks. Niemals ist der König von Preußen ein größerer Held, ein herrlicherer Sieger gewesen, als in diesen letzten Wochen des Unglücks und der

Bedrängniß, wo er mit den Hungernden hungerte, mit den Frierenden fror, wo er die Nächte auf einer Kanone oder auf der Erde zubrachte, wo er den letzten Tropfen Wein mit seinen Soldaten theilte. Denn das haben Sie gethan, Sire. Ich war in Ihrem Zelt zugegen, als Sie es thaten, ich allein. Sie saßen bei Ihrem Mittagsmahl, das aus nichts anderem bestand, als aus einem Stück Brod und einem Gläschen Ungarwein, dem letzten, welches im Lager war. Da trat ein Officier mit einem Rapport herein und Euer Majestät fragten ihn, ob er schon gegessen habe. Er antwortete Ja! aber sein bleiches Antlitz sagte Nein! Da brachen Sie die Hälfte von Ihrem Brod ab, da tranken Sie die Hälfte von Ihrem Wein, und das Andere reichten Sie dem Officier dar, indem Sie fast entschuldigend sagten: „es ist Alles, was ich habe!" — Sire, an jenem Tage that ich, was ich seit meiner Jugend nicht gethan, an jenem Tage weinte ich wie ein Kind, und als ich Sie anschaute, schien es mir, daß meine Blicke Gebete wären.

Schwärmer, unterbrach ihn der König, indem er ihm mit einem gütigen Lächeln die Hand darreichte, die Le Catt an seine Lippen drückte, schlimm genug, daß die Welt schon so verderbt ist, daß das Nächste und Natürlichste den Menschen als etwas wunderbar Großes und Hohes erscheint, und daß Ihr darüber staunt, wenn man gerade nur menschlich ist! — Aber sehen Sie nur, da kommt eben ein Courier, er hält vor der Thür unseres Bauernpalastes! Schnell, Le Catt, schnell! Lassen Sie mich wissen was er bringt.

Le Catt eilte hinaus und kehrte sofort mit der Depesche, die der Courier ihm gegeben, zurück. Der

König erbrach dieselbe mit ungeduldiger Hast, und während er dann las, erheiterte sich sein Antlitz mehr und mehr, und ein lange nicht gesehenes, glückliches Lächeln umspielte seine Lippen.

Ah, Le Catt! rief er freudig, ich bin wahrlich ein guter Prophet gewesen, und meine Hoffnungen werden sich erfüllen. Da Europa wider mich ist, werde ich mich mit Asien verbünden, und wenn die barbarischen Russen meine Feinde sind, so muß ich mich wohl mit den Türken und Tartaren befreunden. Diese Depesche ist von meinem Gesandten Rexin. Er kommt in Begleitung eines Tartarenabgesandten hieher in's Lager, und kann in wenigen Stunden schon hier sein.

Aber wo werden ihn Euer Majestät alsdann empfangen? fragte Le Catt.

Der König blickte lachend in dem kleinen Zimmer mit den weißen Kalkwänden auf dem nicht ganz sauberen Fußboden umher.

Ich werde ihn hier empfangen, sagte er dann. Hier in meinem Königsschloß zu Woiselwitz, denn ich sollte doch meinen, ein rechter und echter König müsse durch seine Anwesenheit jede niedrige Hütte zu einem Palast verklären, und wenn er d'rauf sitzt, muß jeder Stuhl ein Thron sein. Aber freilich, die Augen des tartarischen Gesandten könnten leicht so blöde sein, wie die des würdigen Eigenthümers meines jetzigen Palastes, und es mag sein, daß er mich nicht gleich erkennt als das sichtbare Ebenbild Gottes, als den König von Gottes Gnaden. Wir müssen daher seiner Kurzsichtigkeit ein wenig zu Hülfe kommen, und uns ihm im Glanze unserer Herrlichkeit zeigen. Wir müssen hier einen Thron improvisiren, und wie mir scheint, ist jener lederne

Großvaterstuhl dort sehr geeignet dazu. Er ist eine würdige Anspielung auf meinen Thron, der auch ein Großvaterstuhl ist, denn mein Großvater hat ihn gebaut, und ich habe ihn von ihm geerbt. Schieben wir also meinen Thron in die Mitte des Zimmers, befestigen wir über demselben dort hinten an der Wand einige der russischen Fahnen, die wir bei Zorndorf erbeutet, und breiten wir über den Fußboden meinen Zeltteppich hin, und mein Thronsaal ist fertig. Schnell, Le Catt, besorgen Sie mir das. Wir sind hier im Feldlager, und müssen uns selber Rath zu schaffen wissen. Rufen Sie die Lakayen und weisen Sie dieselben an, was sie zu thun haben. Ich will indeß Toilette machen, um dem würdigen Gesandten des Chans nicht in so ganz unwürdiger Gestalt gegenüber zu treten.

Der König klingelte heftig, und sein Kammerdiener Deesen eilte herbei. Deesen, sagte der König heiter, wir wollen uns heute einmal einbilden, daß wir in Sanssouci sind und große Cour halten müssen. Laß mich daher einmal thun, was ich seit langer Zeit nicht gethan, laß mich grande toilette machen. Ich will die große Generalsuniform anlegen und den schwarzen Adlerorden umhängen. Auch wollen wir mein Haar ein wenig frisiren, und uns einen würdigen Zopf andrehen. Nun, Deesen, was stehst Du und siehst mich so erstaunt an?

Sire, stammelte der Kammerdiener, der Generalsrock ist da, aber, —

Nun, was aber? rief der König ungeduldig.

Aber es fehlen die Beinkleider, stammelte Deesen erbleichend. Sie sind alle zerrissen, und das da, welches Euer Majestät trägt, ist Ihr letztes und einziges.

Nun denn! rief der König lächelnd, so werde ich mein letztes und einziges behalten und die Generalsuniform anziehen, voilà tout!

Aber dies ist ganz unmöglich, Sire! rief Deesen die Hände ringend. Wenn Euer Majestät große Cour halten wollen, so können Sie dies Beinkleid nicht anlegen.

Warum nicht, warum nicht? fragte der König heftig.

Sire, murmelte Deesen zitternd, Sire, weil es Ihrem Beinkleid ergeht, wie es Ihnen bei Torgau ergangen ist!

Was heißt das? fragte der König verwundert.

Das heißt, — daß es verwundet ist! seufzte Deesen.

Der König sah ihn erstaunt an, und folgte dann den Blicken des Kammerdieners, die starr auf seine Kniee gerichtet waren.

Deesen, sagte er lächelnd, Du hast Recht, es ist meinem Beinkleid ergangen, wie es mir bei Torgau erging. Es ist verwundet und bedarf der Hülfe eines Chirurgen.

Euer Majestät werden also die Gnade haben müssen, die große Cour auf morgen zu vertagen. Vielleicht gelingt es mir, in einem der nächsten Dörfer unter den Soldaten einen Schneider aufzutreiben, er muß dann während der Nacht arbeiten, und morgen früh ist Alles wieder in Ordnung.

Es muß durchaus schon heute, es muß gleich in Ordnung gebracht werden! rief der König. In einigen Stunden muß der Schade ausgebessert und mein Beinkleid wieder gesund sein.

Aber Sire, flüsterte Deesen erbleichend, wie soll das möglich gemacht werden? Euer Majestät haben

nur dies Eine Beinkleid, und wenn es genäht werden soll, müssen Sie es ausziehen.

So werde ich es ausziehen, sagte der König. Geh' nur und suche einen Schneider, ich werde mich allein auskleiden und so lange im Bett ausruhen, bis das wichtige Werk vollbracht ist. Eile nur, denn es ist nöthig, daß mein Beinkleid bald wieder gesund werde.

Deesen lief hinaus, und während der König sich entkleidete, hörte er lächelnd zu, wie Deesen draußen auf der Straße mit Stentorstimme rief: ein Schneider! — Ist hier unter den Soldaten ein Schneider! Ein Schneider! —

Der König hatte kaum so viel Zeit gehabt, sich in sein Bett zurückzuziehen, als auch schon Deesen mit freudestrahlendem Gesicht wieder zu ihm eintrat.

Sire, sagte er, ich habe schon einen Soldaten gefunden, der uns helfen kann. Es ist zwar kein Schneider, aber er schwört, daß er sehr gut nähen und flicken kann, und will es übernehmen, das Beinkleid des Königs auszubessern.

Und da sage man noch, daß eine höhere Macht die Welt regiere, murmelte der König, als er wieder allein war, der Zufall, der Zufall ist es, der Alles bestimmt. Wäre unter meinen Soldaten jetzt kein Flickschneider, so würde der König von Preußen heute nicht den Gesandten des Tartarchans empfangen können, und daran möchten leicht die ganzen Unterhandlungen scheitern.

Eben öffnete sich die Thür, und Le Catt trat ein, gefolgt von einigen Lakayen, welche Fahnen und Teppiche hereinschleppten. Als er den König im Bette liegen sah blieb er erstarrt stehen, und schaute mit fragenden und besorgten Blicken ihn an.

Euer Majestät sind doch nicht plötzlich unwohl geworden? fragte er.

Nein, sagte der König, ich mache nur eben meine Toilette!

Ihre Toilette, Sire?

Ja, Le Catt! Haben Sie nicht draußen einen Soldaten bemerkt?

Ja, Sire!

Was thut er?

Er schien zu nähen, Majestät.

Er näht wirklich, und ist für heute mein erster Kammerdiener und kleidet mich an! Ach, ach, diesem Flickschneider gegenüber, welcher mein Beinkleid ausbessert, erinnere ich mich, daß ein sehr weiser Mann gesagt hat: seinem Kammerdiener gegenüber ist jeder König nur ein Mensch! — Aber lassen Sie sich durch meine Anwesenheit nicht hindern, mir meinen Thron zu bauen. Ich werde in behaglicher Ruhe Ihnen zuschauen.

Während der König so im Bett lag und der Wiederherstellung seines Gewandes entgegen harrte, saß draußen vor der Hausthür auf der Bank der Soldat, welchem die Ausbesserung desselben übertragen war. Er hatte sich in regem Eifer tief über seine Arbeit geneigt, er schaute nicht ein einziges Mal von derselben empor, und schaute nicht ein einziges Mal zu seinem Kameraden hin, der dicht neben ihm an der großen Eiche, welche vor dem Hause stand, lehnte, und ganz starr und unverwandt zu ihm hinblickte.

Aber in solchen starren, unverwandten Blicken liegt eine seltsame, anziehende Kraft, der auch der Soldat nicht zu widerstehen vermochte. Er richtete sein Haupt einen Augenblick empor, und nun er-

kannte man das sanfte und edle Gesicht Karl Heinrich Buschmann's.

Fritz Kober, sagte er, warum siehst Du mich immerfort so an, und warum bist Du mir hierher gefolgt?

Ich bin's so gewohnt, da zu sein, wo Du bist, sagte Fritz Kober ruhig. Als ich daher den Deesen rufen hörte nach einem Schneider, und Du antwortetest: Hier! Hier! so trat ich auch aus meiner Hütte und ging hin, wo Du hingingst. Weiter nichts! Warum ich Dich jetzt aber ansehe, willst Du wissen? Darum, weil es mir so gefällt, Dich so nähen zu sehen, und weil ich mir allerlei dabei dachte.

Und was dachtest Du Dir, Fritz? fragte Karl Heinrich, indem er sich wieder über seine Arbeit neigte, und eifrig weiter nähte.

Ich dachte mir, sagte Fritz mit zitternder Stimme, ich dachte mir, daß wenn ich jemals in meinem ganzen Leben eine Frau nehmen sollte, sie grade so aussehen müßte, wie Du, und gerade solche netten kleinen Hände haben müßte, die so flink die Nadel zu führen verständen, wie Du. Dann dacht' ich mir ferner, daß es auf der Welt keinen Menschen giebt, der so gut und brav, so sanft und verständig ist, wie Du, und ich überlegte, was aus mir werden sollte, wenn der Krieg nun zu Ende und Du mich wieder verließest, um in Dein Dorf zurückzukehren. Ich nahm mir vor, Dir nachzugehen durch die ganze Welt, und nicht eher nachzulassen mit Bitten, bis Du mir versprochen hättest mit mir zu kommen auf meinen Bauerhof, und Alles zu nehmen, was mein ist, und mir zu erlauben, daß ich Dir mein ganzes Eigenthum verschreibe, aber

unter der Bedingung, daß Du mich immer bei Dir behieltest, zum wenigsten als Deinen Knecht, und mir versprichst, mich niemals zu verstoßen. Dann ferner dacht' ich, wenn Du Nein sagtest, und nicht mit mir kommen wolltest in mein Haus, nein in Dein Haus, ich dann in Verzweiflung fortgehen, und gewiß in meiner Herzensangst ein ganz schlechter und erbärmlicher Mensch werden müßte, weil es ohne Dich doch auf Erden für mich kein Glück und keine Freude mehr geben könnte, weil Du mein guter Engel bist. Karl Heinrich Buschmann, willst Du, daß ich ein schlechter Mensch, vielleicht ein wüster Trunkenbold werde?

Wie kann ich's wollen, Fritz Kober? flüsterte Karl Heinrich ganz leise. Aber Du kannst auch nimmer ein schlechter Mensch werden, denn Du hast das beste und edelste Herz, und kein Kind möchtest Du beleidigen, und wer Dich um etwas bittet, dem giebst Du, und wer leidet, dem hilfst Du, wer in Noth ist, dem stehst Du bei. Und dabei bist Du doch ein rechter und ein ganzer Mann! Weißt Deinen Mann zu stehen in allen Fällen, und wer Dir zu nahe treten will, den weißt Du in Respect zu halten, und nimmermehr wird's Einer wagen, den Fritz Kober beleidigen zu wollen. Du bist stark wie ein rechter Mann, und gut wie ein unschuldiges Kind, und das freut mich an Dir!

Was Gutes an mir ist, kommt mir von Dir, sagte Fritz Kober. Ich war ein ganz einfältiger Kerl, der an nichts dachte, und nur so dumm in den Tag hinein lebte. Aber seit ich Dich kenne, habe ich von Dir gelernt, meine Augen aufzuthun, und um mich zu schauen, und ein bischen nachzudenken. Aber das wird Alles wieder vergehen, wenn

Du mich verläſſeſt, Karl Heinrich, wenn Du mich fortſtößt. Und ich merke wohl, daß Du's willſt, und daß Du mich verlaſſen willſt. Seit drei Wochen bekümmerſt Du Dich gar nicht mehr um mich, wollteſt im Bunzelwitzer Lager nicht mehr mit mir in meinem Zelte wohnen, ſondern haſt campirt ohne Zelt, wollteſt hier im Dorf nicht mit mir in Einer Hütte wohnen, ſondern haſt Dich bei einer alten Bauersfrau einquartirt. So bin ich Dir denn heute nachgegangen und wollte Dich fragen, ob Du das Herz haſt, mich zu verlaſſen, und ob Du mich verſtoßen willſt? Sieh mich an, Karl Heinrich, ſieh mich an, und ſage mir, ob Du aus mir einen elenden und unglücklichen Menſchen machen willſt?

Karl Heinrich ſchaute empor von ſeiner Arbeit, und blickte in des Freundes bleiches, erregtes Antlitz, und wie er das that, floſſen zwei helle Thränen langſam über ſeine Wangen nieder.

Da ſei Gott vor, Fritz Kober, flüſterte er leiſe, daß ich Dich unglücklich machen wollte. Ich möchte viel lieber mein Herzblut hingeben, um Dich glück- zu machen.

Hurrah! rief Fritz Kober laut aufjauchzend. Nun wenn's ſo iſt, ſo hör' mich an und antworte mir! Karl Heinrich Buſchmann, willſt Du meine Frau werden?

Eine glühende Röthe bedeckte Karl Heinrichs Geſicht, und er neigte ſich über ſeine Arbeit und nähte mit ungeheurer Haſt.

Fritz Kober trat dichter zu ihm heran, und bückte ſich ſo tief zu ihm nieder, daß er faſt neben ihm kniete.

Karl Heinrich Buſchmann, wiederholte er noch einmal, willſt Du meine Frau werden?

Aber Karl Heinrich antwortete nicht. Thränen und Schluchzen erstickten seine Stimme, und ganz erzitternd vor Bewegung neigte er sein Haupt an Fritz Kober's Schulter.

Heißt das Ja? fragte dieser athemlos.

Ja! flüsterte sie ganz leise.

Nun stieß Fritz einen Jubelschrei aus, und schlang seine beiden Arme fest um des Soldaten Hals und küßte ihn mit herzhaftem Ungestüm. Gott sei Dank, daß es heraus ist, sagte er, Gott sei Dank, daß ich mich nicht getäuscht habe, daß Du wirklich ein Mädchen bist. Vor drei Wochen, als Du krank warst und der Chirurg Dir zur Ader ließ, da hab' ich's gemerkt, da sagte ich zu mir: Das ist nicht der Arm eines Mannes! Und nun paßt' ich auf, und am Abend betetest Du, und wußtest nicht, daß ich im Zelt war, und sagtest, Ihr lieben Eltern im Himmel, erbarmet Euch Eurer armen Tochter! Ich hätte aufschreien mögen vor Glück und Entzücken, aber ich hielt an mich, und wollte erst noch warten und sehen, ob Du mir auch wirklich gut seiest.

Aber Deine Augen schauten mich ganz anders an, wie sonst, flüsterte Karl Heinrich, und ich mußt' immer die Blicke wegwenden, wenn Du mich ansahst, daran merkt' ich, daß Du mein Geheimniß kanntest, und darum vermied ich es mit Dir zusammen zu sein.

Unteroffizier Buschmann, rief jetzt Deesens gebieterische Stimme aus dem Innern des Hauses, ist die Arbeit fertig?

Gleich, ich habe nur noch einige Stiche zu machen, rief Karl Heinrich zurück, und dann flüsterte er: Jetzt schweig' und laß mich nähen.

Aber Fritz Kober schwieg nicht. Er hockte neben dem Unteroffizier Buschmann nieder, und flüsterte ihm viele und ganz neue Dinge in's Ohr, und Karl Heinrich, welcher eifrig fortnähte, erröthete oft, und antwortete ganz leise und verlegen.

Endlich war das Werk vollbracht, und das Beinkleid des Königs an den Knieen mit zwei würdigen und verschiedenen Flicken versehen.

Jetzt will ich selbst das Beinkleid zum König tragen, und ihn dabei um etwas bitten, sagte Fritz Kober, indem er das Gewand nahm, und entschlossen der Thür zuschritt. Du kommst mit mir, Karl Heinrich, denn Du mußt hören was der König sagt.

Er nahm Karl Heinrichs Hand, und ging gerade auf die Thür des Königs zu. Aber dort stand Deesen und verwehrte ihm den Eingang, und befahl, ihm das Gewand zu geben, damit er es zum König trage.

Nein, wir tragen's selbst hinein, sagte Fritz Kober entschlossen. Wir haben dem König eine große Bitte vorzutragen, und er hat uns ein für alle Mal erlaubt, uns mit unseren Bitten immer an ihn selbst zu wenden.

Er schob Deesen entschlossen von der Thür fort, und trat mit Karl Heinrich in das Gemach ein. Der König saß in seinem Bette und las, und so vertieft war er, daß er das Eintreten der Beiden gar nicht bemerkte.

Aber Fritz Kober schritt muthvoll zu dem Bett hin, und legte das Gewand auf den Stuhl vor demselben. Herr König, hier ist das geflickte Beinkleid, sagte er.

Hast Du's geflickt, mein Sohn? fragte der König.

Nein, der dort, der Karl Buschmann. Aber ich komme mit hierher, weil ich Euer Majestät etwas zu sagen habe. Sie entsinnen sich wohl noch, was Sie sagten, als wir damals von dem Gange in's Feindeslager nach der Kunersdorfer Schlacht zurückkamen, und der Karl Heinrich Ihnen so schön berichtete, was wir gehört? Sie sagten: Ihr seid von heute an Beide zu Unteroffizieren avancirt, und wenn Ihr sonst eines Tages Meiner bedürft, so wendet Euch an Mich.

Und das wollt Ihr heute thun, nicht wahr? fragte der König.

Ja, Majestät, ich will Sie um etwas bitten.

Um was denn?

Fritz Kober richtete sich steif und förmlich empor. Ich will Euer Majestät bitten, mir zu erlauben, daß ich den Unteroffizier Karl Heinrich Buschmann heirathen darf, und zwar gleich heute.

Heirathen! rief der König erstaunt. Ist denn der Unteroffizier —

Eine Frau, Majestät, unterbrach ihn Fritz Kober in seinem freudigen Ungestüm, ja, er ist eine Frau, und heißt Anna Sophie Detzloff, aus Brünen gebürtig.

Des Königs scharfes, durchdringendes Auge ruhte einen Moment fragend auf Karl Heinrich's Angesicht, dann nickte er lächelnd mehrmals mit dem Kopfe. Nun, sagte er, Deine Braut ist ein schmucker Bursche und ein tapferer Unteroffizier dazu, und weiß noch zu erröthen im Soldatenrock. Unteroffizier Karl Heinrich Buschmann, willst Du die Frau des Unteroffiziers Fritz Kober werden?

Wenn es Euer Majestät erlaubt will ich's werden, flüsterte Anna Sophie.

So geht zum Feldprediger und laßt Euch trauen, sagte der König lächelnd. Sagt ihm nur, daß ich meinen Consens schon gegeben habe. Und nun hinaus mit Euch, ich will mich ankleiden!

Am Ende, sagte der König, als Le Cat zu ihm kam, am Ende wird mir das Glück doch noch wieder günstig werden! Es geschehen Zeichen und Wunder, es geht mir, wie es Karl dem Siebenten von Frankreich erging. Als er in größter Noth und vom Feinde ganz umzingelt war, da sandte ihm der Herr die Jungfrau von Orleans und sie errettete ihn. Auch mir hat der Herr jetzt eine Jeanne d'Arc gesandt, eine Jungfrau von Brünen, und mit ihrer Hülfe werde ich wohl Herr werden aller meiner Feinde!*)

---

*) Anna Sophie Detzloff war in der That ein tapferer Soldat; sie focht unter dem Namen Karl Heinrich Buschmann in den Schlachten von Leuthen, Kunersdorf und Torgau mit. Der König schrieb über sie an Voltaire: „Ich werde aus dem Allen um so sicherer herauskommen, als sich in meinem Lager eine wahre Heldin, ein Mädchen befindet, die noch tapferer ist, als Jeanne d'Arc." Siehe Preuß: Lebensgeschichte Friedrichs des Großen. Th. II. S. 316.

XVI.

Der Gesandte des Tartarchans.

Die Vorbereitungen waren beendet. Das Zimmer des Königs war, Dank dem erfinderischen Geiste des Königs, in einen Thronsaal umgewandelt. Der mit Teppichen drappirte Großvaterstuhl bot unter seinem Baldachin von erbeuteten russischen Fahnen einen ganz stattlichen Anblick dar, der unsaubere Fußboden war unter einem kostbaren türkischen Teppich verborgen, die nach dem Flur führende Thür war ausgehoben, und die Oeffnung mit Fahnen drapirt, der Flur selbst durch Teppiche, Fahnen und Standarten in ein ganz geschmackvolles Vorzimmer verwandelt worden.

Der König hatte die große Generalsuniform und die Kette des schwarzen Adlerordens angelegt, und um ihn her standen die Generale und Stabsoffiziere in ihren glänzenden Uniformen. Das Zimmer des Schulzen hatte sich wirklich in einen Königssaal verwandelt und strahlte wieder von Glanz und Herrlichkeit.

Und jetzt nahte sich diesem improvisirten Königspalast ein gar stattlicher Zug. Zuerst kamen zwei Reiter in goldgestickten Gewändern, die bis auf ihre Füße herabwallend den zierlichen Leib der kleinen arabischen Pferde ganz überdeckten, und nur den schlanken von wilden Mähnen gezierten Hals und die feinen zierlichen Beine sichtbar werden ließen. Diese Reiter würden auch ohne den rothen Fez, der ihr Haupt bedeckte, an ihrer gebräunten Haut, an ihren glühenden, wildblickenden Augen, an dem gan-

zen Schnitt ihres Antlitzes als Ausländer, als die Kinder des Südens, die Söhne der Steppe zu erkennen gewesen sein. Aus den kostbaren türkischen Shawls, die ihre schlanke Taille als Gürtel umgaben, blickte der mit Diamanten verzierte Griff eines Dolches und der Schaft einer Pistole heraus, die rothsammetne, mit Edelsteinen und Gold verzierte Scheide eines türkischen Säbels hing an ihrer Seite, während sie die feine damascener Klinge in der Rechten hielten, und sie salutirend schulterten. Diesen beiden türkischen Kriegergestalten folgten zwei andere Reiter, in ähnlichem, minder reichem Kostüm, hinter ihnen ritten vier Männer in langen schwarzen Talaren, mit geschlossenen Augen, in ihrer Rechten ein in Gold und Sammet gebundenes Buch tragend, das sie andächtig an ihre Brust drückten. In ihrem Gürtel steckte, statt der Waffen, eine goldene Feder, an ihrem Fez prangte statt der Reiherfeder das von Edelsteinen kunstvoll zusammengesetzte Auge eines Pfau's. Nun folgten zwei andere Reiter, aber diese waren nicht wie die Vorderen sich gleich, sondern bildeten den seltsamsten und auffallendsten Contrast zu einander. Der eine von ihnen war ganz nach der neuesten französischen Mode gekleidet; er trug einen blauen, mit Silber gestickten Sammetfrack, dazu ähnliche kurze Pantalons, die sich am Knie mit dem weißseidenen Strumpf durch ein mit einer Diamantschnalle geschlossenes Knieband vereinten. Den Fuß bedeckte ein glänzender Schuh mit rothen Hacken und mit Diamantschallen geziert. Auf dem Haupte trug er einen mit einer weißen Feder verzierten dreieckigen Hut, der lose und zierlich auf der stattlichen, schöngepuderten, steiflockigen Perrücke schwebte. Ein Jabot mit prachtvollen

Spitzen bedeckte die Brust, und aus den Rockärmeln quollen breite Spitzenmanchetten hervor, und überdeckten die mit weißen Handschuhen bedeckte Hand. Es war ein vollkommener, untadelhafter Salonanzug, wie man ihn damals an den Höfen trug, und wie ihn daher auch die nicht militairischen Gesandten bei den feierlichen Audienzen vor den Souverainen anlegten. Neben diesem Manne in der zierlichen und luftigen Hoftracht, sah man einen Reiter, der ganz und gar das Gegenbild zu demselben abgab. War jener wie für einen heißen Sommertag gekleidet, so schien dieser auf den rauhesten Wintertag sich vorbereitet zu haben, war jener für den Salon, so war dieser für die öden Steppen Sibiriens, wo der Nordwind mit den Wölfen um die Wette heult, am meisten geeignet. Seine lange dürre Gestalt bedeckte ein weiter Pelz aus lappländischem weißen Wolfsfell, mit braunem Felle gefüttert und gesäumt; die Taille umschloß ein kostbarer golddurchwirkter Shawl, aus welchem nicht Waffen, sondern ein kleines goldenes Becken und ein zusammengeschlagenes, in goldener Scheide steckendes Barbiermesser zur Hälfte hervorschauten, an seiner Seite hing statt des türkischen Säbels, eine mit Gold und Perlen gestickte und in goldene Ketten hängende Tasche, sein Haupt bedeckte ein Fez, an welchem über der hohen, schmalen, gelbbraunen Stirn ein kleines goldenes Becken gestickt war. Hinter diesen seltsamen Reitern kam eine Schaar türkischer, tartarischer und europäischer Diener in Livréen mit goldenen Tressen, in Kaftans von Seide, in Pelze von Wolfsfell gekleidet, und diesen wiederum folgte eine vergoldete Kutsche, deren Fenster mit grünen Jalousieen dicht verschlossen waren,

und jedem neugierigen Blick das Einschauen in das Innere der Kutsche verwehrten. Zu beiden Seiten dieser Kutsche ritten vier Tartaren in langen weißen Pelzen, mit geschultertem Säbel, die funkelnden Blicke unverwandt auf die Kutsche geheftet, und hinter der Kutsche folgte eine unabsehbare Schaar Neugieriger, bestehend aus preußischen Soldaten jedes Regimentes und jeder Uniform, aus Bauern und Bäuerinnen, aus Greisen und Kindern, die Alle stumm vor Staunen und Verwunderung diese seltsame und fremdartige Cavalcade anstarrten, die eben vor dem Hause des Königs hielt.

Die Schildwachen vor demselben traten in's Gewehr, und aus dem Innern des Hauses kamen die Generale und Stabsoffiziere hervor und naheten sich schweigend und mit ehrfurchtsvollen Grüßen diesen beiden vorher beschriebenen, so seltsam contrastirenden Reitern, welche offenbar die Hauptpersonen des ganzen Zuges bildeten. Sie schwangen sich Beide leicht vom Pferde, und erwiederten die höflichen Begrüßungen der Generale, der Eine in sehr leichtem fließenden Deutsch, der Andere in vielleicht ebenso fließender Sprache, nur daß dieselbe Niemand verstand, und daß man sich begnügen mußte, ihm mit einigen gemurmelten Worten, einem Lächeln und einigen hieroglyphischen Händedrücken zu antworten.

Der Erste war der Baron von Rexin, der Gesandte, den der König an den Großsultan und den Tartarchan gesandt, und der das seltene Glück gehabt, von einem Handlungsdiener Namens Hauden, welcher beim Kaufmann Hübsch in Breslau diente, sich durch gutes Glück und seltenes Geschick

in den Bevollmächtigten des Königs von Preußen und in einen Herrn von Rexin umzuwandeln.

Der Zweite war der Gesandte des Tartarchans Krimgerai, der edle und große Mustapha Aga, der Liebling und Vertraute seines Herrn, von diesem abgeschickt, dem König von Preußen die Grüße und Wünsche seines Herrn darzubringen.

Sobald sie vom Pferde gestiegen, näherte sich ihnen ein Page des Königs, sie einladend in das Haus zu treten, wo Seine Majestät der König bereit sei, ihnen sogleich Audienz zu ertheilen. Herr von Rexin, der während seines langen Aufenthalts in der Türkei Gelegenheit gehabt, die türkische Sprache zu erlernen, theilte das dem tartarischen Gesandten mit, und sofort flog ein Lächeln durch das bleiche, hagere Gesicht Mustapha Aga's er wandte sich um nach den vier Männern in den schwarzen Talaren, mit den vergoldeten Schreibfedern im Gürtel, und bedeutete sie, ihm zu folgen, dann nahm er den Arm des Herrn von Rexin, und trat mit ihm in das Haus ein; hinter ihm her schritten die vier tartarischen Geschichtsschreiber und Dollmetscher, bei den Tartaren die Sprachknaben genannt, dann folgten die Generale und Stabsoffiziere des Königs, sich je nach ihrem Range zu beiden Seiten des Throns, oder im Vorsaal aufstellend.

Der König empfing die Gesandtschaft auf seinem Thron sitzend. Sein flammendes Auge ruhte mit einem lächelnden Blick auf der seltsamen Gestalt Mustapha Aga's der sich eben vor seinem Thron zur Erde niederbeugte, und indem er sich dann wieder erhob, einem der vier Sprachknaben winkte, vorzutreten. Dieser öffnete das kostbare Buch, welches er in der Hand hielt, und reichte dem Gesandten

ein großes mit vielen Siegeln versehenes Schreiben dar, das Mustapha Aga ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte und es dann knieend dem Könige darreichte.

Mustapha Aga, der Gesandte des hohen und mächtigen Chans der Tartarei, Krimgerai, hat die unermeßliche Ehre, dem hohen und mächtigen König von Preußen sein Beglaubigungsschreiben zu überreichen, sagte der Sprachknabe in reinem und fließendem Französisch.

Der König erbrach die Siegel und überflog das Schreiben mit einem raschen Blick. Mustapha Aga, sagte er dann mit einem freundlichen Neigen des Kopfes, ich heiße Sie willkommen und begrüße in Ihnen Ihren Herrn, den Helden Krimgerai, den ich stolz bin, meinen Freund nennen zu können.

Mustapha Aga warf sich, nachdem der Sprachknabe ihm die Worte des Königs wiederholt hatte, nach morgenländischer Art vor dem Thron nieder und sprach rasch und in flehendem Tone einige Worte.

Mustapha Aga, der hohe Gesandte des hohen Chans, sagte der Sprachknabe, ersucht Euer Majestät, demselben das höchste Zeichen seiner Ehrfurcht zu verstatten, Sie begrüßen zu dürfen, wie Er allein im großen und schönen Tartarenreich berechtigt ist, den Chan zu begrüßen.

Ich bewillige seine Bitte, sagte der König.

Sofort zog Mustapha Aga das goldene Becken aus seinem Gürtel hervor, dann öffnete er die Tasche, die an seiner Seite hing, nahm daraus eine goldene Flasche, aus der er einige Flüssigkeit in das Becken goß, und alsbald verbreitete sich ein lieblicher und berauschender Duft in dem ganzen

Gemach. Sodann zog Mustapha Aga eine goldene Büchse aus seiner Tasche, nahm mit den Fingerspitzen daraus etwas von dem weißen Pulver mit dem es angefüllt war, und streuete es in das Becken. Dann nahm er einen kleinen Pinsel aus seiner Tasche, dessen Griff mit drei Solitairs von seltener Größe verziert war, und rührte damit den Inhalt des Beckens durcheinander; nun schäumte die Masse hoch auf, und stieg empor zu einem glänzenden, milchweißen Schaum.

Der König hatte ihm anfangs neugierig zugeschaut, und wandte sich jetzt zu seinem Gesandten hin.

Was bedeutet dies Alles? fragte er ihn in deutscher Sprache, vielleicht um nicht von dem Sprachknaben verstanden zu werden.

Sire, sagte Rexin lächelnd, das bedeutet, daß der edle Musthpha Aga Euer Majestät die höchste Ehrenbezeigung gewähren, daß er Euer Majestät rasiren will!

Rasiren! rief der König erstaunt. Wer und was ist denn der edle Mustapha Aga?

Sire, er ist einer der ersten Großwürdenträger der Tartarei, er ist der Bartputzer des Chans.

Der König konnte sich trotz des feierlichen und großen Moments eines Lächelns nicht erwehren. Nun, sagte er, die Idee ist nicht ganz übel, einen Barbier zum Diplomaten und Gesandten zu machen. Ihr Herren von der Diplomatie barbiert die Politik oft genug auf wunderbare Weise und schmiert ihr Seife in die Augen.

Mustapha Aga näherte sich jetzt mit feierlichen Schritten dem König und sich rasch vorwärts beugend, senkte er seinen langen Zeigefinger in den

Schaum des goldenen Beckens, und strich mit diesem Schaum dann leicht über das Kinn des Königs hin. Nun zog er das goldene Rasirmesser aus seinem Gürtel. Aber ehe er es öffnete, richtete er das Auge mit einem andächtigen Blick gen Himmel, indem er laut und feierlich einige Worte sprach.

Allah ist das Licht des Himmels und der Erden! *) Möge er mir leuchten zu meinem großen Werk! sagte der Sprachknabe, die Worte Mustapha's übersetzend.

Und nun begann der Gesandte sein erhabenes Werk, nun führte er die blitzende Klinge seines Messers an das Kinn des Königs und nahm mit raschem und gewandtem Strich den Schaum wieder von demselben fort.

Der König war kaum im Stande diese seltsame Ceremonie mit ernster Würde zu ertragen, und hier und da sah man die Generale sich lächelnd abwenden und den Blick zu Boden senken, um nicht mehr diese für die Lachmuskeln so gefährliche Scene anschauen zu müssen.

Nachdem Mustapha Aga sein Werk vollendet, winkte er mit steifer Gravität einen seiner vier Sprachknaben zu sich, und als dieser vor ihm niedergekniect war, wischte er an dem Rücken seiner emporgehobenen Hand den Schaum von seinem Messer wieder ab. Dann steckte er dasselbe wieder in seinen Gürtel, und machte dem König eine tiefe, feierliche Verbeugung.

---

*) Einer der Hauptsätze des Korans, der auch in der Kuppel der großen Moschee in Konstantinopel angebracht ist.

Möge Allah stets die Seele dieses Königs rein erhalten, wie ich es seinem Kinn gethan, sagte er, mögen die Messer, mit welchen Allah das Leben dieses Königs von seinen Auswüchsen befreit, so sanft und ohne Schmerzen und ohne Blutvergießen über dasselbe hinfahren, wie dieses Messer Eures unwürdigen Dieners und Knechtes! — Großmächtiger König und Herr! Der allgewaltige Chan Krimgerai, der Löwe der Wüste, der Schrecken seiner Feinde, sendet mich zu Dir, und bietet Dir durch mich seine Freundschaft und Hülfe an. Der Ruf Deiner Thaten ist zu ihm gedrungen, und er ist in Erstaunen verloren, daß ein Fürst, von dessen Dasein und von dessen Reiche der große Chan keine Ahnung gehabt, dessen Namen und Existenz nie den Völkern des Orients zu Ohren gekommen, daß der es wagen darf, der großen deutschen Sultanin, deren Macht wir kennen, aber ohne sie zu fürchten, so lange Widerstand leistet, ohne von ihr besiegt zu werden. Mein erhabener Herr Krimgerai aber ist froh, daß er jetzt weiß, was er früher nicht gewußt. Denn steht nicht im Koran, dem heiligen Buche der Bücher geschrieben: „Sag', sind denn gleich Diejenigen, die etwas wissen, und Diejenigen, die nichts wissen?“ *) Und singt nicht Wassif, der große Dichter, „Wissenschaft ist Licht, den Geist zur Wahrheit leitend. Wie das Licht der Augen, Klarheit verbreitend.“ **) Klar also sieht jetzt das Adlerauge meines Herrn, und es sieht, daß Derjenige ein großer Mann ist, der so klein war, daß man ihn nicht sah, und jetzt so groß ist, wie ein Riese, so groß, daß er das Land der großen deut-

*) Worte des Korans. Hammer. Bd. 8. S. 136.
**) Ebendas. S. 343.

schen Sultanin überschattet, und die stolze und unbeugsame Czarin des Nordens erzittern macht. Er sendet mich zu Dir, seiner Bewunderung Worte zu geben, und zu allererst, und bevor noch die Worte des Ernstes gesprochen worden, Dir die Geschenke seiner Freundschaft zu Deinen Füßen niederzulegen. Willst Du mir gestatten, Adlerkönig des Nordens, daß ich dies thue?

Ich werde mich dieser Geschenke freuen, sagte der König lächelnd, denn sie sind mir Zeichen der Freundschaft des großen Chans.

Mustapha Aga winkte nach der Thür und rief laut einige Worte. Sofort erschienen in der Thür die beiden nach türkischer Art reich und prachtvoll gekleideten Begleiter des Gesandten, welche vorher dem Zug vorangeritten waren und stellten sich, ihre Säbel schulternd, neben den beiden Seiten der Thür auf, alsdann kamen je zwei und zwei, die Diener und unteren Beamten der Gesandtschaft, in zierlich geflochtenen, mit Teppichen behangenen Körben die Geschenke herbeitragend.

Mustapha Aga winkte den beiden Ersten, zu ihm zu treten, und bevor er dann den Korb öffnete, wandte er sich wieder dem König zu. Sire, sagte er, wenn der Tartar sich Jemand in Liebe und Freundschaft verbündet, so ladet er ihn in sein Haus, und bittet ihn, mit ihm zu essen von seinem Brod, seinem Fleisch und seinen Früchten, mit ihm zu trinken von seinem Wein. Sire, mein großer und erhabener Fürst bedient sich meines unwürdigen Mundes, um Eure Majestät zu bitten, herabzusteigen von Ihrem Thron, und zu ihm zu treten in sein Haus, in welchem er im Geist gegenwärtig ist, und mit frohem Herzen den Adlerkönig des Nordens willkommen heißt.

Ich wäre gern bereit, die Bitte des hohen Chans zu erfüllen, erwiederte der König lächelnd, nur daß es ein wenig weit ist von meinem Hause bis zu dem Hause des Chans.

Sire, das Haus meines hohen Herrn steht vor der Thür, sagte Mustapha Aga, sich tief verneigend. Am Tage unserer Abreise betrat es der Chan und grüßte die Wände mit dem Gruß der Liebe, und rief in alle Weltgegenden: „sei mir gegrüßt, hoher königlicher Bruder! Sei mir gegrüßt, Adler des Nordens! Meine Seele neigt sich zu Dir und giebt Dir den Bruderkuß. Sei mir gegrüßt Du Heldenkönig, Du verhaßter Feind der Czarin, Krimgerai bietet Dir sein Herz und seine Seele an, und will Dein Freund sein für alle Zeiten.“ — Sire, so sprach mein Herr, der Chan, und die Luft seines Hauses ist voll von seinen Worten, sie haften noch an den Wänden und seine Blicke leuchten von der Decke hernieder. Sire, wollen Euer Majestät geruhen herabzusteigen von Ihrem Thron und meinem hohen Herrn, dem Chan Krimgerai, dem Löwen der Steppe, Ihren Gegenbesuch zu machen.

Der König erhob sich lebhaft von seinem Sitz. Ich bin ganz bereit dazu, sagte er. Führen Sie mich in das Haus des Chans. Gehen Sie voran und zeigen Sie mir den Weg.

Mustapha Aga winkte den Korbträgern und Dienern und Beamten hinauszugehen, dann sprach er rasch und dringend einige Worte mit den Sprachknaben, und auch diese entfernten sich. Nun verneigte er sich bis zur Erde vor dem König, und sich dann hoch und stolz aufrichtend, schritt er ihm voran durch das Zimmer, über den Flur bis vor die Hausthür hin.

Draußen vor der Thür bot sich den verwunderten Blicken des Königs ein überraschendes Schauspiel dar. Gerade dem Hause gegenüber, auf dem freien Platz, erhob sich ein hohes Zelt von bedeutendem Umfang, ringsum eingefaßt von einer Art Mauer von Filz, wohl geeignet das Eindringen der Luft und den Zugwind abzuwehren. Von der jetzt noch geschlossenen Thür des Zeltes führte ein kostbarer Teppich bis nach dem Hause des Königs hin, und aus dem Innern des Zeltes vernahm man leise Töne einer in ihrem Rhythmus und ihren Tönen ganz fremdartigen Musik.

Wahrhaftig, sagte der König, sich lächelnd an seinen Gesandten Herrn von Rexin wendend, es kommt mir vor, als ob ich hier ein Mährchen aus Tausend und Einer Nacht erleben soll. Es fehlt nur noch, daß die schöne Schehezerade drin auf dem Divan sitzt und Meiner wartet.

Sire, vielleicht thut sie es, sagte Rexin. Es ist uns auf unserm Wege eine verschlossene Kutsche gefolgt, von vier Eunuchen des Chans bewacht.

Der König lachte. Nun, sagte er, sehen wir zu.

Und er schritt rasch auf das Zelt zu. So wie er dasselbe erreicht hatte, flog die Zeltthür auf, und Mustapha Aga empfing den König mit einer Kniebeugung, während die Leute seines Gefolges neben der Zeltthür sich zur Erde geworfen hatten, und mit der Stirn den Boden berührten.

Der König trat ein und schaute neugierig und forschend sich um, „im Hause des Chans“. Das Innere dieses riesengroßen Zeltes war ganz mit purpurrothem Tuche behangen, dessen Draperien nur unterbrochen waren von zwanzig vergoldeten Stangen, welche das Zelt trugen, und an denen ober-

halb eine andere goldene Stange ringsum das Zelt herlief. An dieser Stange waren unterhalb mit goldenen Ringen die rothen Draperien befestigt, oberhalb zwanzig andere goldene Stangen angebracht, die, schräg zusammenlaufend, sich in der Mitte zu einer Spitze vereinigten, und so den Dom des Zeltes bildeten. Von der Kuppel hing ein goldenes Rauchfaß nieder, süße Wohlgerüche verbreitend, die in bläulichen Wölkchen durch den Raum schwebten. Den Fußboden bedeckte ein ungeheurer türkischer Teppich, und an den Wänden umher standen einige dieser viereckigen türkischen Divans, welche ein Hauptmeuble in den Häusern der türkischen und tartarischen Großen sind. In der Mitte des Zelts stand ein vergoldeter, niedriger Tisch, mit einer Platte von glänzendem Porphyr versehen. Die eine Seite des Zeltes war durch einen schweren Vorhang von kostbarem Gewebe abgetheilt, und hinter demselben ertönte die Musik, welche jetzt mit lauten, schmetternden Klängen den König empfing.

Der König trat mit raschen Schritten bis in die Mitte des Zeltes vor, während sein Gefolge sich an den Wänden desselben aufstellte, und Mustapha Aga mit seinen Beamten und den vier Sprachknaben sich unfern von dem König placirten.

Jetzt nahm Mustapha den Säbel, der auf dem Tische gelegen, und nachdem er ihn geküßt, reichte er ihn dem König dar.

Sire, sagte er, der erhabene und große Chan der Tartarei, Krimgerai, sendet zuerst Dir sein Schwert als Zeichen seltener Liebe und Ergebenheit. Er bittet Dich am Tage der großen Schlacht, welche Ihr Beide, so Allah es gnädigst gestattet, der verhaßten Czarin des Nordens mit vereinten Kräften abge-

winnen werdet, dieses Schwert um Deine Hüfte zu gürten. Ein gleiches Schwert, gehärtet in demselben Feuer, und verziert mit demselben Spruch, trägt der Chan, und wenn diese beiden Säbel die Luft durchschneiden, wird ganz Rußland erbeben, und wie bei einem göttlichen Erdbeben wird es in Trümmer zerfallen.

Der König nahm den Säbel, welchen ihm Mustapha Aga knieend überreichte, und betrachtete ihn aufmerksam. Dann deutetete er auf die vergoldeten Buchstaben, die sich durch die reizenden Ornamente der kostbaren Damascenerklinge der Länge nach hinzogen.

Was besagt dieser Spruch? fragte er.

Sire, erwiederte Mustapha feierlich, es sind die Worte, mit welchen der Tartar in die Schlacht zieht, um die Ehre seines Hauses und seiner Familie zu vertheidigen und zu rächen, um sein Land gegen den Feind und die bedrohende Knechtschaft zu sichern. Der Schlachtruf des Tartaren, er lautet also: „Den Brand, den Brand, nur nicht die Schand! Die Rach', die Rach', nur nicht die Schmach!" *)

Ich nehme das Schwert, rief der König lebhaft, denn dieses Motto gefällt mir wohl. Es enthält in wenigen Worten eine ganze Kriegsgeschichte, und sagt zugleich mehr von der Barbarei des Krieges, als alle gelehrten und frommen Auseinandersetzungen. Ich sage dem Chan meinen Dank für sein schönes Geschenk.

---

*) Dieser Schlachtruf der Tartaren lautet in der Ursprache: En-nar, en-nar, we la el aar, et thar, et thar, we la el aar! Siehe Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Th. 8. S. 123.

Der Chan hört Ihre Worte, Sire, denn sein Geist ist unter uns, rief Mustapha Aga, und indem er dann den König bat, auf dem Hauptdivan Platz zu nehmen, trat er zu der Thür des Zeltes und öffnete diese. Nun erschienen wieder die Diener mit den verdeckten Körben und stellten sich je Zwei und Zwei in einer doppelten Reihe in dem Zelte auf. — Mustapha Aga nahm den ersten Beiden den Korb ab und schlug den Teppich zurück.

Sire, sagte er, Du willst die Gnade haben, mit dem Chan zu essen von seinem Fleisch, seinem Brod und seinen Früchten, zu trinken von seinem Liebestrank und seinem Wein, auf daß das Band Euerer Freundschaft unauflöslich werde. Der Chan sendet Dir hier einen kostbaren Schinken, einen Beweis seiner hingebenden Freundschaft. Denn, um Dir diesen Schinken senden zu können, hat er sein Lieblingspferd, das er seit manchen Jahren geritten, hat er „den Hirsch der Steppe" tödten lassen, um Dir von diesem Pferde unvermischter, edelster Race in den Kammern seines Hauses den Schinken räuchern zu lassen.

Als der Sprachknabe diese Worte Mustapha's französisch wiederholte, sah man die preußischen Generale und Herren lächeln, und sich einander spöttische und entsetzte Blicke zuwerfen.

Der König allein blieb ernsthaft, und sich zu den Generalen wendend, sagte er deutsch: „Ach, meine Herren, wie würden wir uns gefreut haben, wenn man uns im Lager von Bunzelwitz diesen Schinken gebracht hätte, und mit welcher Begier würden wir Alle denselben gegessen haben."

Dann wandte er sich wieder mit heiterem Blick dem Gesandten zu, der ihm jetzt aus den anderen

Körben Caviar, Butarga und Zibeben, Datteln und Mandeln in silbernen Schalen darreichte, und dieselben zu den Füßen des Königs niedersetzte.

Dann wieder wandte er sich mit lautem Ruf der Thür des Zeltes zu, diese öffnete sich, und es erschien ein Tartar in weißem Wolfspelz, eine goldene Schale in der Hand haltend, in der sich eine weiße dampfende Flüssigkeit befand.

Mustapha nahm sie und knieete mit derselben vor Friedrich nieder. Sire, sagte er, mein erhabener Gebieter Krimgerai bittet Dich, mit ihm zu trinken von seinem Liebestrank. Er hat, bevor er Dir diese Schale sandte, mit den Lippen den Rand derselben geküßt, und wenn Du jetzt die Deinen an die Schale heftest, so findet der große Adler und Held des Nordens da den Bruderkuß des Adlers und Helden des Süden.

Was ist das? fragte der König leise Herrn von Rexin, der zur Seite des Divans stand.

Sire, es ist Pferdemilch, flüsterte Rexin.

Der König zuckte leicht zusammen, und fast wäre der Inhalt der Schale, die er eben von Mustapha angenommen hatte, verschüttet worden. Aber dann überwand der König dieses Erschrecken, und hob ruhig und lächelnd die Schale empor. Nachdem er seine Lippen an den Rand derselben gelegt, reichte er sie wieder dem Gesandten dar.

Ich habe von dem Rande der Schale den Kuß meines Freundes getrunken, sagte er. Möge unserer Freundschaft eine lange Dauer gewährt sein!

Allah gewähre diesen Wunsch! rief Mustapha emphatisch. Sire, mein hoher Chan sendet Dir seine Grüße, und da er hoffen darf, daß Dir wir ihm das berauschende Lieblingsgetränk jedes echten Tar-

taren wohlschmeckend erscheinen werde, sendet er Dir das edle, feurige Thier, die arabische Stute, die im Stande ist, Dir diesen Trank zu bieten.

Er schlug die Thür des Zeltes auf; draußen stand ein Pferd edelster, arabischer Race gesattelt und gezäumt, mit kostbarem Sattelzeug und unter dem Sattel geziert mit einer Purpurdecke, die mit Edelsteinen und echten Perlen gestickt war.

Des Königs Augen erglänzten vor Freude, und wie er lebhaft jetzt das Zelt durcheilte und zu dem Pferde hinschritt, schien das Thier seinen neuen Herrn begrüßen zu wollen, denn es wieherte laut auf und scharrte mit dem zierlichen Fuß im Sande.

Der König streichelte wohlgefällig seinen glänzenden, schlanken Hals, und strich ihm die volle, flatternde Mähne, und schaute ihm in die großen, blitzenden Augen.

Sei mir willkommen, mein Schlachtroß, sagte er, mögest du mich in nächster Schlacht dem Siege oder dem Tode entgegentragen!

Dann ging er wieder in das Zelt zurück, um sich wieder auf den Divan zu setzen, und die übrigen Geschenke des Chans, bestehend in kostbaren Waffen und Pelzen, entgegenzunehmen.

Und jetzt, Sire, sagte Mustapha dann, jetzt bittet Dich der Chan auszuruhen in seinem Zelt, und anzuhören die Musik, welche er liebt, und anzuschauen die Tänze, welche sein Auge erfreuen. Mein Gebieter weiß, daß der große König von Preußen die Musik gleich ihm liebt, und daß der Gesang Dein Herz erfreut wie das seine. Wenn er auszieht zum Kriege, will heißen zum Siege, nimmt er seine Musikbande und Sänger mit, und seine Baladinen müssen vor ihm die Tänze des Sieges tanzen. Auch

liebt er, gleich Dir, das Schauspiel, an den Abenden müssen sie vor ihm ihre lustigen Possen aufführen.*) Der Chan bittet Dich, seinen Sängern und Musikern zu erlauben, vor Dir zu singen, seinen Tänzern, vor Dir zu tanzen. Wird Euer Majestät seiner Bitte Gewährung verleihen?

Ich bin bereit zu hören und zu sehen, sagte der König. Sofort eröffnete sich auf einen Wink Mustapha's der im Zelt angebrachte Vorhang, und vier Mädchen in leichten, durchsichtigen Gewändern, schön und lieblich von Angesicht, mit Augen, leuchtend wie Flammen, mit Lippen, glühend wie Purpurrosen, schwebten hervor, und führten zum Klange der Mandoline grazieuse, menuettartige Tänze auf.

Nachdem sie diese geendet, kauerten sie sich still neben dem Vorhang nieder, und schauten mit großen, staunenden Blicken hinüber nach den preußischen Kriegern.

Sodann traten hinter dem Vorhang vier Jünglinge hervor und setzten sich den Mädchen gegenüber. Die Musik hinter dem Vorhang stimmte eine neue zarte Weise an, und nun begann der Wechselgesang der Mädchen und Jünglinge. Zuerst sang der Vorsänger jeden Vers des Liedes, und dann wiederholten ihn Alle im Chor, den Gesang mit Händeklatschen und allerlei schaukelnden Bewegungen des Körpers begleitend. Dann erhoben sich zwei der Mädchen, und den zurückgeworfenen Hauptschleier über ihr Antlitz ziehend, so daß nur die flammenden Augen sichtbar blieben, schwebten sie leise bis an das Ende des Zeltes, und tanzten dann

*) Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8 S. 124.

den Jünglingen entgegen, die jetzt den Gesang der Liebe begannen, mit niedergeschlagenen Augen, demüthig und scheu, nicht wagend den schönen Gegenstand ihrer Zärtlichkeit bei seinem Namen zu nennen, sondern ihn anredend als „das junge Kameel," „das Schiff der Herzenswüste," und dann anstimmend den Nachtgesang der Liebe: „Die Reiter kommen, o Dieba, die Reiter kommen, wie Diebe, die Reiter von Dieba, o Liebe." — Aber dann nach derselben Melodie stimmten sie an das Schlachtlied des Tartaren:

„Ihr Vögel mit dem kahlen Kopfe,
Du Geyer und Du Weihe,
Das Menschenfleisch den Hals Euch stopfe,
Mischt Euch in Schlachtenreihe."*)

Diesem ersten Vers folgten dann Schilderungen der Schlachten und Kämpfe, man hörte das Geheul der Kriege, den Schlachtruf der Tartaren, und endlich nach erfochtenem Siege das lautschallende, machtvolle Lili der Weiber (das Hallelujah der Lilith).

Nachdem der Gesang beendet, neigten sich die Sänger und Sängerinnen tief bis zur Erde nieder, und verschwanden dann wieder hinter dem Vorhang.

Die Musik verstummte; der König erhob sich von dem Divan, und sich an Mustapha wendend, sagte er: Ich verdanke dem Chan, Deinem mächtigen Gebieter, eine schöne Stunde, und indem ich sein Haus verlasse, um in das meine zurückzukehren, nehme ich eine angenehme Erinnerung mit mir.

Sire, sagte Mustapha, der Chan bittet Dich,

---

*) Mémoires du Baron de Tott. Vol. II. p. 112.

dieses Zelt das Deine zu nennen, und es anzunehmen als ein Zeichen seiner Freundschaft.

Der König neigte lächelnd das Haupt, und verließ dann das Zelt, indem er Rexin beauftragte, jetzt mit dem Tartarengesandten zu ernster Besprechung in sein Haus zu kommen.

Alsdann entließ der König, vor der Thür seines Hauses angelangt, die Generale und sein ganzes glänzendes Gefolge, und trat, nur von Rexin, dem tartarischen Gesandten und dessen Dolmetscher begleitet, wieder in sein Gemach ein.

Und jetzt lassen Sie uns von Geschäften sprechen, sagte der König. Welche Nachrichten bringen Sie mir von dem Tartarenchan, welche Antwort sendet er mir auf meinen Vorschlag?

Sire, er ist bereit, Alles zu erfüllen, was Deine Majestät wünschen kann, und Dir jede Hülfe zu leisten, vorausgesetzt, daß Du nicht Friede machen willst mit unserem verhaßten Feinde, mit Rußland, sondern unermüdet und unaufhaltsam den Krieg so lange fortsetzen willst, bis Rußland gedemüthigt zu unseren Füßen liegt.

Ah! rief der König, der Chan der Tartarei kann die Kaiserin von Rußland nicht glühender hassen, wie diese mich haßt; er hat also nicht nöthig, ein Freudschaftsbündniß zwischen mir und Rußland zu fürchten. Auch gelüstet mich nicht nach einer Freundschaft mit diesen rohen Barbaren.

Wenn die Kaiserin von Rußland Deine Majestät haßt, so thut sie Dir dasselbe, was sie Krimgerai thut. Rußland haßt Alles, was hochherzig, edel und freisinnig ist, Rußland haßt die Aufklärung und die Cultur, denn die Aufklärung ist das Licht, die Cultur ist die Freiheit, und Beides sind die Erb-

feinde Rußlands. Rußland haßt Krimgerai, weil er sein Volk zu einem gesitteten gemacht hat, weil er die rohen Horden seiner streitbaren Männer in ein Heer kräftiger, kühner und gebildeter Krieger umgewandelt hat, weil er mit Menschlichkeit seine Unterthanen regiert, und diesen ein Vater, dem Feinde aber ein Schrecknißt ist. — Krimgerai haßt Rußland, wie er alles Böse und alles Gemeine und Rohe haßt, und darum ist er bereit, Dir beizustehen gegen Rußland, und mit einem Heer von sechszehntausend Mann zu Dir zu stoßen, auch wenn Du es willst, in Rußland einzufallen.

Und was für eine Bedingung stellt der Chan für diese Hülfsleistung?

Er bittet, daß Du seinen Truppen den Sold geben mögest, den Du Deinen eigenen Soldaten giebst.

Und für sich selber?

Für sich selber bittet er Dich, ihm einen geschickten Arzt zu senden, der ihn von ungefährlichen, aber schmerzhaften Leiden zu heilen vermöge. — Weiter bittet er Dich um Dein Vertrauen und Deine Freundschaft!

Die ich ihm gern gewähre! rief der König heiter. Aber jetzt sagt mir noch Eins. Hat sich der Chan noch immer nicht mit seinem Oberherrn, dem Großsultan der Türkei versöhnt?

Sire, der Großsultan fühlte, daß er seines tapferen Chans nicht entbehren könne. Er rief ihn also, ihm seine Gnade kündend, und Krimgerai's edles Herz, welches keinen Groll kennt, vernahm den Ruf und folgte ihm. Eine Woche, bevor wir unsere Abreise antraten, hat der große Chan im Serai des Großherrn seinen feierlichen Aufzug gehalten.

Als besondere Auszeichnung hatte man dazu vor dem Serai vierzig eben angekommene Köpfe der rebellischen Montenegriner aufgesteckt, und im Beisein des Großherrn selbst ward der Chan auf's Neue mit Säbel und Gürtel, mit Köcher und Bogen, Kalpak und Reiger und stattlichem Pferd als Chan wieder installirt. Auch gab ihm der Großherr selber in einer Brieftasche ein Ehrengeschenk von vierzigtausend Ducaten.*) Du siehst also, Sire, daß auch der hohe Großherr die Tugend Deines Verbündeten schätzt und anerkennt!

Und wie stehen wir denn mit der Pforte? fragte der König sich an Herrn von Rexin wendend.

Sire, es ist mir gelungen im Namen Euer Majestät einen Freundschaftsvertrag mit der Pforte abzuschließen, sagte Rexin. Ich werde die Ehre haben, denselben Euer Majestät zur Unterschrift vorzulegen.

Des Königs Augen strahlten vor Vergnügen, und ein heiteres Lächeln verklärte sein Antlitz. Endlich! rief er freudig. Das Ziel jahrelanger Mühen ist endlich erreicht, und ganz Europa zum Trotz habe ich jetzt auch meine Bundesgenossen!

Dann wandte er sich wieder an Mustapha Aga, um ihn für heute zu entlassen und ihm zu erlauben, während seiner Anwesenheit im Lager das schöne Geschenk des Chans, das Zelt als eine Erinnerung an die Heimath zu bewohnen.

Mustapha Aga zog sich mit dem Sprachknaben zurück und der König blieb allein mit Herrn von Rexin, der ihm jetzt die Papiere über diesen, seit zehn Jahren erstrebten, und immer wieder vereitelten

---

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8 S. 315.

Freundschaftsvertrag mit der Türkei vorlegte, und seine Einwilligung und Unterschrift für denselben erbat. Dieser Vertrag sicherte Preußen alle die Vorrechte zu, welche die Türkei den anderen europäischen Mächten gewährte: freie Schiffahrt, die Rechte der Gesandten und Consuln, die Gerichtsbarkeit in den Sachen preußischer Unterthanen, und die persönliche Freiheit aller preußischen Unterthanen, die auf keinem Borde zu Sclaven gemacht werden könnten*)

Der König verlieh diesem Vertrage die Unterschrift, und ernannte Herrn von Rexin zu seinem bevollmächtigten Minister, den er damit beauftragte, mit dem Gesandten des Tartarenchans wieder abzureisen und dem Großsultan in feierlicher Audienz die unterschriebene Bestätigungsurkunde zu überreichen.**)

---

*) Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 241.

**) Herr von Rexin hatte in der That mit großen Widerwärtigkeiten und Hindernissen zu kämpfen gehabt, bevor es ihm gelang, diesen Freundschaftsvertrag mit der Pforte zu Stande zu bringen, und nur durch Bestechung war es ihm endlich gelungen. Durch den Arzt des Großveziers Namens Ypsilanti, und den Secretair des Großveziers Ali gelangte er endlich zu seinem Ziel, aber es kostete dem König die bedeutende Summe von achtzigtausend Piastern.— Der russische Gesandte zu Constantinopel und der österreichische Internuntius, als sie von diesem Freundschaftsvertrag der Pforte mit Preußen endlich Kunde erhielten, schlugen ihren Höfen vor, hunderttausend Ducaten daran zu setzen, um den Tractat noch vor der Bestätigung umzustoßen, aber ehe noch die Höfe etwas darüber entschieden hatten, waren die Urkunden ausgewechselt, obwohl der die türkische Nachricht überbringende preußische Courier von dem ihn begleitenden Janitscharen zu Aidos erschossen worden, weil diesem, wie er behauptete, Rexin neunhundert Piaster schuldig geblieben. (v. Hammer: Geschichte des Osmanischen Reiches. Bd. 8. S. 241.) Indessen kam der Vertrag doch nicht zu seiner Ausführung, denn der freisinnige und großdenkende Großvezier

So möge denn der Kampf auf's Neue beginnen, sagte der König als er wieder allein war. Ich werde ihn mit dem neuen Jahr wieder aufnehmen, und ich werde kämpfen, wie ich gekämpft habe, das Eine nur im Auge habend, meine Ehre und die Ehre Preußens! Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich zu einem nachtheiligen Frieden nöthigen könnte. Es giebt keine Ueberredung, keine Beredtsamkeit, die mich dahin bringen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. Ich werde mich entweder unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß ist, meinem Unglück ein Ende zu machen wissen. Die Ehre allein hat meine Schritte bis hierher geleitet, und soll sie auch ferner leiten! — Ich habe meine Jugend meinem Vater, mein Mannesalter meinem Vaterlande geopfert, und werde doch nun wohl das Recht haben, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind, aber das ist meine Sache nicht! Habe ich für Andere gelebt, so will ich wenigstens für mich sterben können, unbekümmert was man davon sagen wird. Nichts soll mich zwingen, einem schnellen und entschlossenen Tode ein kraftloses Alter vorzuziehn, voller Verdruß und Schmach, voll Betrübniß über vergangenes Glück und voll Beleidigungen! — Ich werde Alles wagen, ich werde zur Erreichung meiner Plane die kühn-

---

Raghib starb bald darauf und sein Nachfolger Hamet Hamsa wußte den Sultan Mustapha III., der überdies einem Frieden mit Oesterreich mehr geneigt war, zu bereden, den Friedensvertrag als ungesetzlich und nur durch Bestechung erlangt wieder aufzuheben. Ypsilanti ward unter dem Vorwand, weil er zwei seiner Sclavinnen geprügelt, erhängt, und Ali „wegen zu großer Gefälligkeit" nach Cypern verbannt' (v. Hammer: Bd. 8. S. 266.)

sten Dinge unternehmen, oder einen ehrenvollen Tod sterben!*)

Aber nein, nein fuhr der König nach einer kurzen Pause lächelnd fort. Ich will nicht mehr so trübe und verzweifelte Gedanken an einem Tage hegen, der mir nach langen Gewitterstürmen den ersten Strahl der Sonne zeigt. Vielleicht mag das Jahr zweiundsechzig ein glücklicheres sein, wie das verflossene.**) Schon stehe ich nicht mehr allein; auch ich habe jetzt meine Freunde und Bundesgenossen. Was kümmert es mich, daß die Welt meine neuen Freunde Ungläubige nennt, und mit stolzem Christendünkel zu ihnen herniedersieht. Ich habe Christen sich untereinander zerfleischen, sich höhnen und ver-

*) Diese ganze Rede enthält nur des Königs eigene Worte. Siehe: Oeuvres de Frèdéric le Grand. Vol. 19. p. 130.

**) Diese Ahnung des Königs betrog ihn nicht. Denn schon im Beginn des Jahres 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland, und ihr Nachfolger Peter III., ein leidenschaftlicher Verehrer Fiedrichs des Großen, ward jetzt Preußens Bundesgenosse, und seine Truppen, die bisher gegen den König gekämpft, mußten jetzt für ihn in's Feld ziehen. Katharina veränderte diese Anordnungen ihres Gemahls nicht, sondern blieb Preußens Bundesgenossin, und da auch Frankreich vom Kriegsschauplatz zurückgetreten war, sah Oesterreich sich endlich im Jahre 1763, weil seine Kassen ganz erschöpft waren, genöthigt Frieden mit Preußen abzuschließen. — Wegen der veränderten Zustände in Rußland bedurfte Friedrich nun auch des Tartarischen Bundesgenossen nicht mehr und Krimgerai, der schon auf dem Marsch gewesen, kehrte mit seinem Heer in die Heimath zurück. 1769 aber riefen die Polen ihn zur Hülfe wider Rußland auf, Krimgerai zog mit einem bedeutenden Heer zu ihnen, ward aber unterwegs von dem im russischem Solde stehenden griechischen Arzt Siropulo vergiftet. Als er sich sterben fühlte, befahl er seinen Musicis zu spielen, damit er, wie er zum Baron von Tott sagte, „heiter und süß einschlafen könne." Dies geschah. Unter den schmelzenden Tönen hinsterbender Musik hauchte Krimgerai sein Leben aus, Ende Febuar 1769. (Siehe: Mémoires du Baron de Tott sur les Turcs et les Tartares. Vol. II. p. 206.)

rathen, sich morden und betrügen sehen. Vielleicht sind die Ungläubigen bessere Christen, als die Gläubigen! Versuchen wir es mit ihnen! Da Alles mich verläßt, bieten sie mir ihre Freundeshand. Das ist der erste Sonnenstrahl, der mir leuchtet! Der Himmel sei gesegnet dafür. Vielleicht folgen den wüsten Stürmen jetzt die schönen Tage! Möge Gott es geben!*)

*) Des Königs eigene Worte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Robert Genrich in Berlin.